

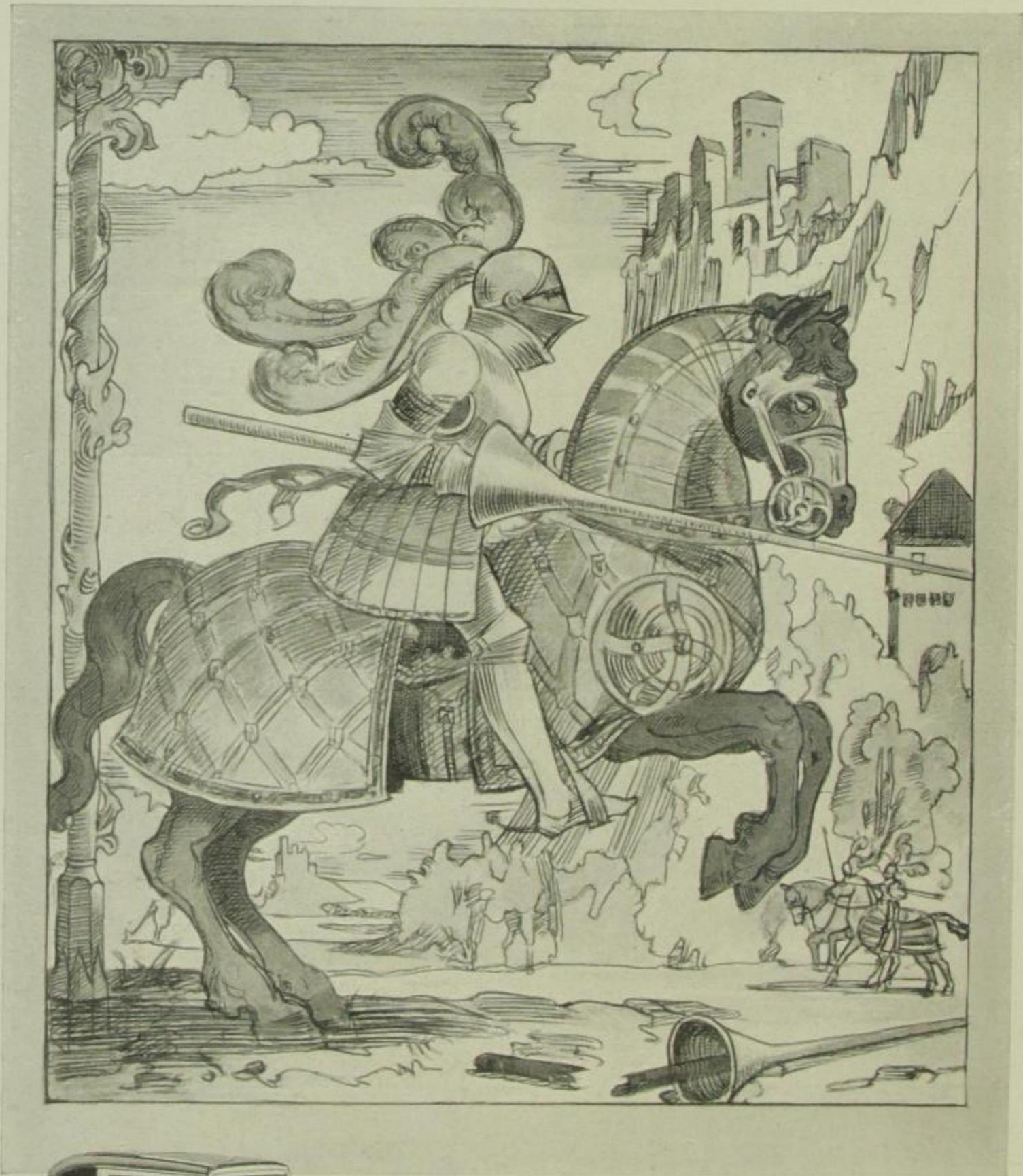
DAS MAGAZIN



Nr. 80

April 1931

EIN WAGEN VON AUSGEPRÄGTEM CHARAKTER!



Sonnencoupé 3495 RM ab Werk

DER NEUE OPEL 6 ZYL. 1,8 LTR.

Ist es nicht der alte romantische Wandertrieb, der Eroberergeist, der uns immer wieder hinaustreibt aus unseren Städten, der uns lockt, Berge zu bezwingen, fremde Städte, fremde Länder, fremde Menschen zu sehen? – Nur unser Tempo ist ein anderes geworden! Wir neuen Herren der Landstraße durcheilen die Welt, erobern die Welt in unserem Opel, – dem Wagen einer neuen Zeit.

DAS MAGAZIN

VERLAG: DAS MAGAZIN DR. EYSLER & CO. VERLAG G.M.B.H.
BERLIN DRESDEN
BERLIN SW 68, MARKGRAFENSTRASSE 77 / TEL.: DÖNHOF 4065—4070
DRESDEN-N 6, RAHNITZGASSE 18/20 / TELEPHON: 56 848/49
HERAUSGEBER: F. W. KOEBNER

APRIL 1931 — 7. JAHRGANG — NUMMER 80



Iwa Wanja

Phot. Dr. Harlip

Nanu?



Berliner Bühnen

Der April wird für die Berliner Bühnenleiter ein ereignisreicher Monat werden. Schon unlängst wußten einige Tageszeitungen über den nunmehr endgültig erfolgten Zusammenschluß der Prominenten zu berichten, die sich zur „Promag“ (Prominenten-Abwehr-Genossenschaft) zusammengeschlossen haben, einer Institution, die vor allem Front gegen die Bettellöhne machen soll, die an vielen Bühnen den Prominenten geboten werden. Das Präsidium liegt in den Händen von Richard Porten, Henny Tauber und Marlene Ehrlich, während Fräulein Lil Hansen als Vorstand fungiert. Die literarische Sonderkommission besteht aus den Herren Arnold Brecht, Bert Bronnen, Anton Roda, Roda-Kuh. Kassenwart: Al Capone. Präsidentin: Adele Walburg. Schriftführer: Otto Sandrock. Der Gedanke der Gründung stammt von Blech.

Die Theaterdirektoren ihrerseits beantworten die Gründung der „Promag“ mit einer originellen Umbesetzung der Rollen ihrer Zugstücke. Sie wollen damit beweisen, daß das Publikum auch mit einer

April

im April

auffälligen Verschiebung des Rollenfans bei gleichzeitiger Drittelung der Eintrittspreise einverstanden ist. So besetzte Max Charell die Rolle Eric Hansens mit Paul Wegener, während für die Wirtin vom „Weißen Röhl“ Rosa Valetti einsprang. Die Herzogin im Hemde (von Ithaka) liegt nunmehr in den Händen Paul Morgans, wobei das halbentkleidete Segelkostüm des ersten Aktes naturgemäß durch ein diskretes Badepyjama ersetzt wurde. In der Reprise „Etienne“ übernimmt an Stelle des kleinen Peter Wolff Papa Thimig die Hauptrolle. Eine weitere sensationelle Neubesetzung: Erik Hanussen und Marlene Dietrich in „Der Lügner und die Nonne“, Hans Kortner und Fritz Albers spielen dafür „Das schwache Geschlecht“. Die Volksbühne hat sich in Hans Dorsch einen zugkräftigen Darsteller Lilioms gesichert. Leider sah sich die Direktion Dr. Kleingenötigt, ihren Repertoire-schlager „Muß die Kuh Milch geben?“ abzusetzen, da sich kein weiblicher Star mehr bereiterklären wollte, die Hauptrolle der Kuh zu übernehmen.



Unsere Stars im April!

Ein April-Bilderbogen,
ausgeschnitten aus
alten Magazinen
von
Elfriede Zander



Marlene Ehrlich



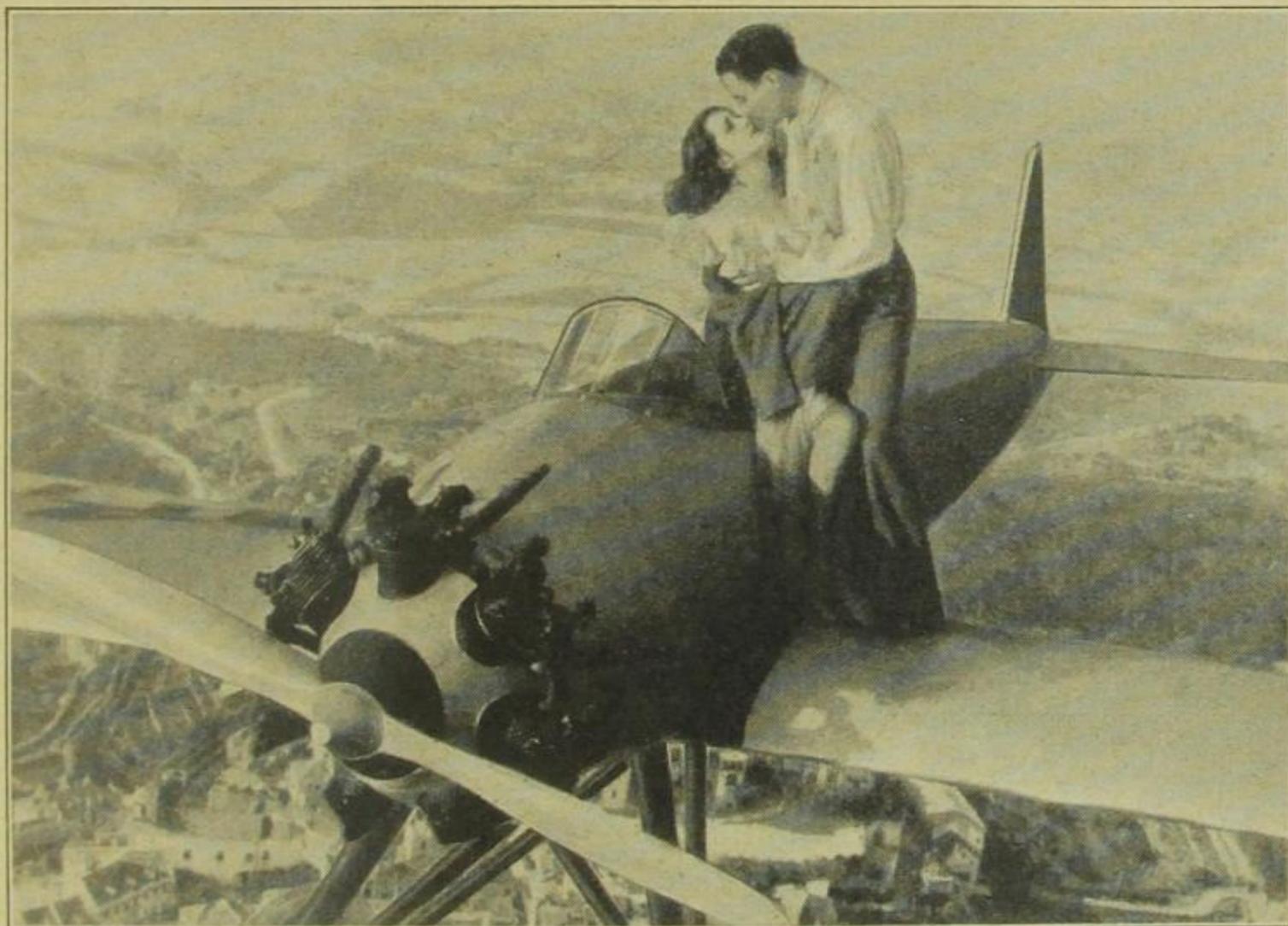
L. Hansen



Henny Tauber

Richard Porten

F i l m - S e n s a t i o n e n

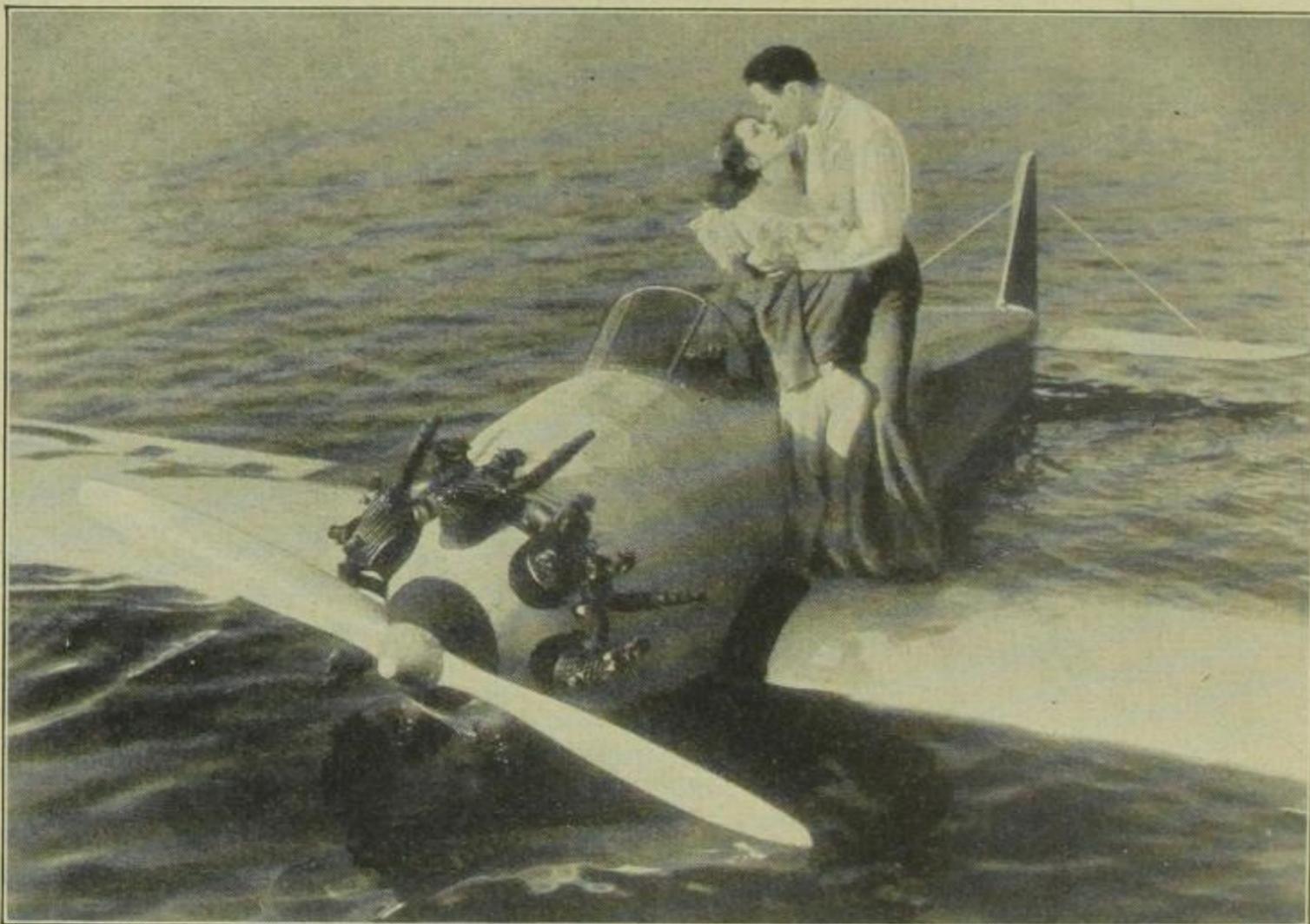


Auf der Tragfläche des Flugzeugs stehend, riß Fred die halb ohnmächtige Ruth vom Führersitz in seine Arme, und mit abgestelltem Motor glitt der Aeroplan mit atemraubender Geschwindigkeit in die Tiefe .



Ein Seemannslied auf den Lippen, steuerte Karlchen das süße Mädchen kühn durch die reißenden Stromschnellen des Mississippi, begleitet von den ermunternden Zurufen der Geliebten .

— u n d i h r e K e h r s e i t e

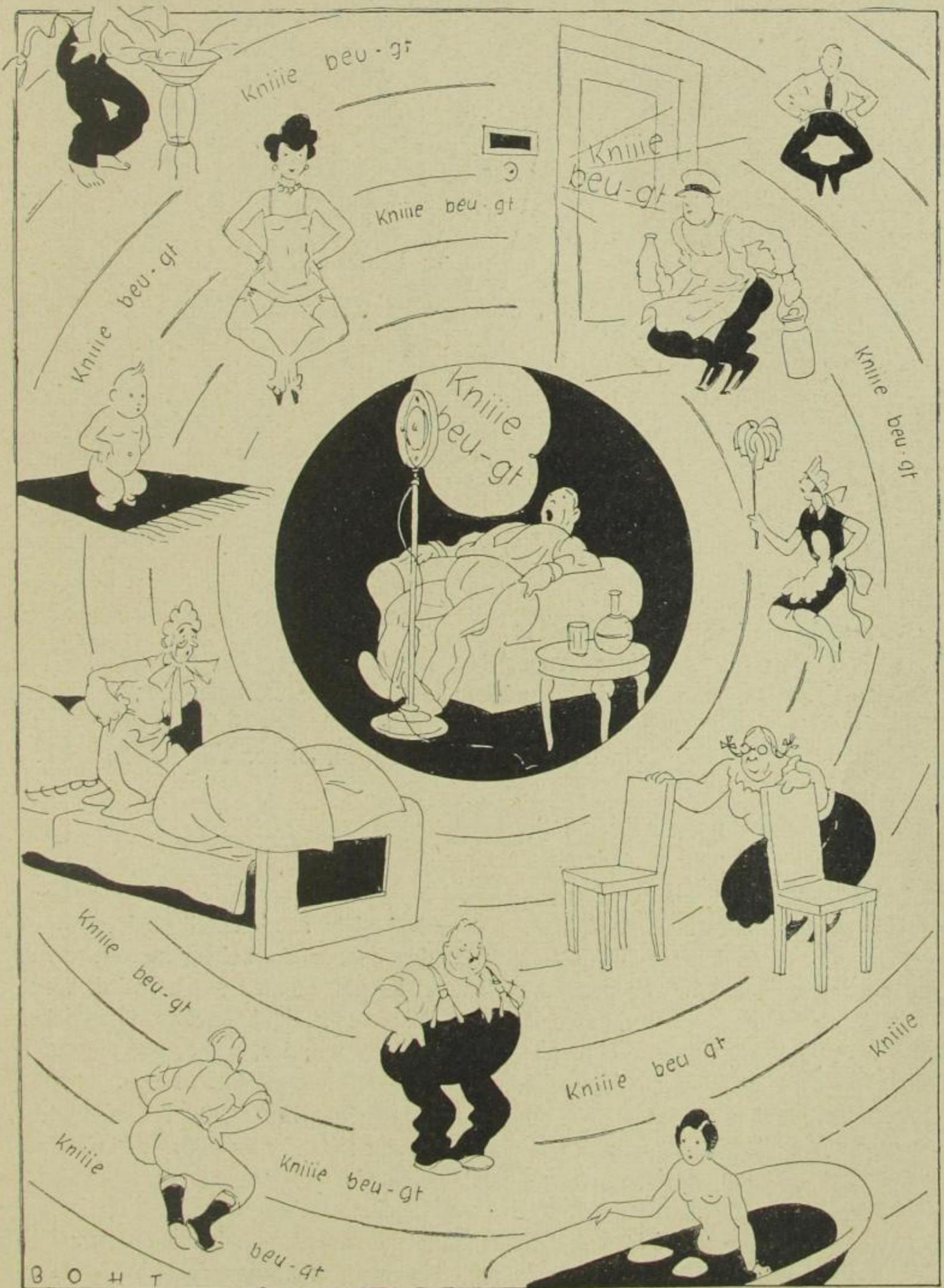


In Wirklichkeit schwimmt der Aeroplan ruhig auf dem Wasser –



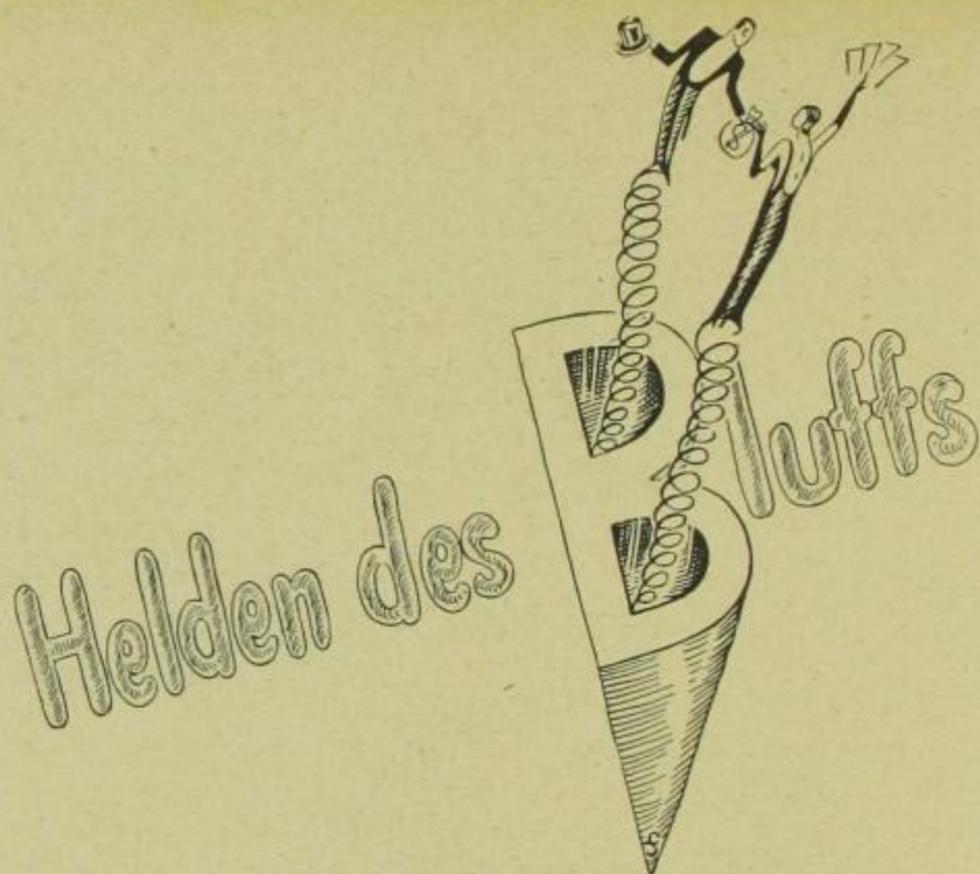
Paramount

— und Karlchens mutige Bootsfahrt findet auf dem Trocknen statt



Funkgymnastik

Zeichnung von Hans Boht



Von Harry N. Sperber

There is one born every minute!“
 „P. T. Barnum, Amerikas großer Hokus-Pokus-Mann, der mit Hilfe einer nimmermüden, nimmerstillen Reklametrommel aus jedem verwachsenen Menschenkind ein Weltwunder machen konnte, für dessen Besichtigung Millionen mit offenem Munde und offenen Börsen in seine Zirkuszelte kamen, ist der Vater dieses Satzes.

Er bedeutet:

„Jede Minute wird einer geboren.“

„Einer was?“ werden Sie fragen.

Ein Schafskopf, bitte sehr!

Jede Minute im lieben, langen Tage gibt nach Ansicht des hochseligen Herrn Barnum eine liebende Mutter einem Menschlein das Leben; ein Leben, in welchem es unendlich oft übers Ohr gehauen, unendlich oft hochgenommen werden wird. Wenn Herr Barnum auch in seinem Motto die Frequenz dieses Ereignisses etwas übertrieben hat, kann man ihm den Beifall nicht versagen. Ein Mann, der, wie er, das Abnormitäten-Geschäft zu einer Großindustrie gemacht hat, kann schon so reden.

Man darf nicht vergessen, daß P. T. seine großen Erfolge in Amerika hatte. Und der Amerikaner ist bei aller Gerissenheit ein Mann, der sich nur zu oft mit Hilfe eines kleinen Humbugs an der Nase herumführen läßt. Nur ist er gleichzeitig eine gutmütige Seele. Während andere Nationalitäten über einen gut gelungenen Bluff Zeter und Mordio schreien, besieht sich Onkel Sams Neffe den Schaden und sagt dann: „God-dammit, der Kerl war smart. Wenn der so schlau war, mich über den Löffel zu barbieren, dann laßt ihn ruhig seine Beute einstecken! Er hat sie sich verdient!“

Welch fruchtbareren Boden braucht wohl der Hochstapler? Wer will da dem gerissenen Burschen einen Vorwurf daraus machen, daß er sich lediglich mit Hilfe seines Mutterwitzes durchs Leben schlägt? Der „Racketeer“ — so nennt der Amerikaner diese sonderbare Blüte der Gesellschaft — ist heute ein Teil des Zirkus, den das Leben des Yankees bildet; und bei weitem nicht der uninteressanteste.

„Rackets“.

Unter diesem Namen sammeln sich die eigentümlichsten Methoden, seinen Mitmenschen die kunstvoll gravierten Produkte der staatlichen Münze abzunehmen. Wie schlau, wie genial diese Methoden teilweise ausgedacht sind, überlassen wir dem Leser zur Beurteilung.

Fangen wir gleich mit einer der längeren und deshalb um so interessantesten Geschichten an. Es ist ein Racket, das einen tadellos aussehenden Gentleman und eiserne Nerven voraussetzt.

Bei einer Automobilfirma stellt sich eines Tages ein Mann vor — tadellos gekleidet, zweifellos ein wohlhabender Kaufmann. Er sucht sich mit gediegenem Geschmack einen teuren Wagen aus. Es ist gegen zwölf Uhr mittags an einem Samstag. Er bestellt einen Wagen; leider hat er jedoch kein bares Geld bei sich und wünscht mit einem Scheck zu bezahlen. Und ob er den Wagen gleich mitnehmen könne. Er habe eine längere Tour vor.

Schecks um zwölf Uhr mittags am Samstag anzunehmen und die teure Ware sogleich fortzugeben, hat so seine bedenklichen Seiten. Ob der Herr nicht Referenzen habe. Selbstverständlich hat der Käufer eine Referenz, und zwar das beste Hotel am Platze. Man telephonierte dort an; und siehe da, der Herr ist seit drei Jahren dort bekannt, hat verschiedentlich dort gewohnt, seine Rechnungen stets prompt bezahlt und gute Trinkgelder gegeben. Der Mann ist zweifellos gut, prima, erste Klasse.

Der Autoverkäufer ist beruhigt, nimmt den Scheck, und der Herr autelt mit seinem Wagen davon.

Er fährt in einen benachbarten Staat. Dort fährt er vor einer besseren Garage vor und wünscht, den Manager zu sprechen. Diesem eröffnet er, daß er diesen Wagen gerade dort und dort gekauft habe, daß er es sich jedoch inzwischen überlegt habe und wünsche, ihn gegen einen billigeren Wagen und etwas bares Geld umzutauschen. Ob der Manager nicht bereit wäre, dies zu tun. Der Manager besieht sich den neuen Wagen und fragt, wo er denn gekauft sei. Dann stürmt er prompt in sein Büro und ruft die betreffende Firma im nächsten Staat an. Richtig, der Bursche mußte ein Schwindler sein. Dort kauft er am Samstag auf einen Scheck, der bis Montag nicht eingelöst werden kann. Und hier, zwei Stunden später, versucht er den Wagen gegen bar zu versetzen. Der nächste Anruf gilt der Polizei; und der gute Mann wandert hinter schwedische Gardinen. Dort verbringt er zwei Nächte, bis der Montag herankommt.

Am Montag geht der Verkäufer mit seinem Scheck zur Bank, und siehe da, es ist genügend Deckung für nicht eines, sondern zehn Automobile vorhanden. Der Verhaftete wird unter vielen Entschuldigungen wieder freigelassen, fährt zu einem Rechtsanwalt und verklagt Verkäufer und Garagen-Manager wegen falscher Verhaftung. Der Mann soll den gleichen Schwindel mit Juwelen zwanzig Jahre lang getrieben und sich glänzend damit ernährt haben.

So etwas nennt der Amerikaner ein Racket.

Ein anderes Racket, von jungen Damen betrieben und nur dank der famosen Prohibition möglich, offerieren wir als II. Akt.

Es ist in Europa genugsam bekannt, daß die amerikanische Frau eine besondere Stellung einnimmt. Sie macht sich recht rar für den Mann, und der Mann ist daher für ihr Lächeln allein schon sehr dankbar. Was nahm es also wunder, daß ein junger Mann, der in der Theatergegend plötzlich neben einem Auto stand, aus dem zwei bildhübsche Dinger ihn anlächelten, sein Herz hüpfen fühlte. New York ist für viele eine recht einsame Stadt — o, so einsam —, und das freundliche Lächeln

eines hübschen Puppengesichtes wirkt dann wie eitel Sonnenschein. Und auf einmal spricht die eine ihn gar an und fragt, ob er sich nicht mehr an sie erinnern könne; wo sie doch erst vorige Woche einen Abend so nett zusammen verlebt hätten. Der junge Mann hat natürlich keine blasse Ahnung; ihm dämmert's höchstens, daß er mit jemand anders verwechselt wird. Und, Junge, Junge, was für eine Chance das war. Die Mädels fragen ihn, ob er nicht mit zu ihnen kommen wolle, um zusammen einen kleinen Schnaps zu trinken.

Ob er wolle? Na, und ob er wollte!

Er sprang in das Auto, und eines der Mädchen gibt eine Adresse an. Unterwegs läßt sie den Wagen anhalten und sagte, den Apotheker dort drüben, den kenne sie, und der habe ausgezeichneten Likör. Davon sollten sie etwas mit nach Hause nehmen. Der junge Mann holte prompt fünfzehn Dollar aus der Tasche, die Kleine sprang hinaus und kam bald mit einer sorgfältig eingewickelten Flasche wieder. „Echter Scotch!“ Dann ging es weiter, bis eines der Mädels sich plötzlich erinnerte, daß sie keinen Ginger Ale mehr zu Hause habe. So reinen Scotch könne man nicht trinken. Mit Ginger Ale vermischt und mit einem Stückchen Eis darin, war das ein Göttertrank. Diesmal stieg der junge Mann aus, um den Ginger Ale aus dem nächstbesten Geschäft zu holen. Als er mit den zwei Flaschen unterm Arm wieder herauskam, war weit und breit kein Automobil mehr zu sehen. Und mit dem Wagen waren die beiden Mädels und die — fünfzehn Dollar unseres jungen Freundes flöten. In der Scotch-Flasche hatte sich aber nur reines Quellwasser befunden. Die Flasche hatte die Maid unter der häuslichen Wasserleitung gefüllt, und die Pulle selbst trug sie die ganze Zeit unter dem Mantel.

Oh, über diese grausame Welt!

Da wir gerade bei den Damen sind, bleiben wir auch gleich dabei.

Wir ließen uns gerade in einem der besseren Barbier-Boudoirs die Haare schneiden, als wir einen der bekanntesten Filmschauspieler hereinkommen sahen. Er blieb bei einer der Damen, die die Maniküre machten, stehen. Sie blickte ihn etwas vorwurfsvoll an und er erkundigte sich, was denn los sei.

„Erinnern Sie sich an den Börsentip, den Sie mir seinerzeit gaben? Das Papier ist gefallen, und ich habe einen Haufen Geld verloren!“

„O, das tut mir aber leid“, erwiderte der Mann, nahm zwanzig Dollar aus der Tasche, gab sie dem Mädels und setzte hinzu: „Wenn Sie mehr brauchen, lassen Sie mich davon wissen!“ Damit ging er.

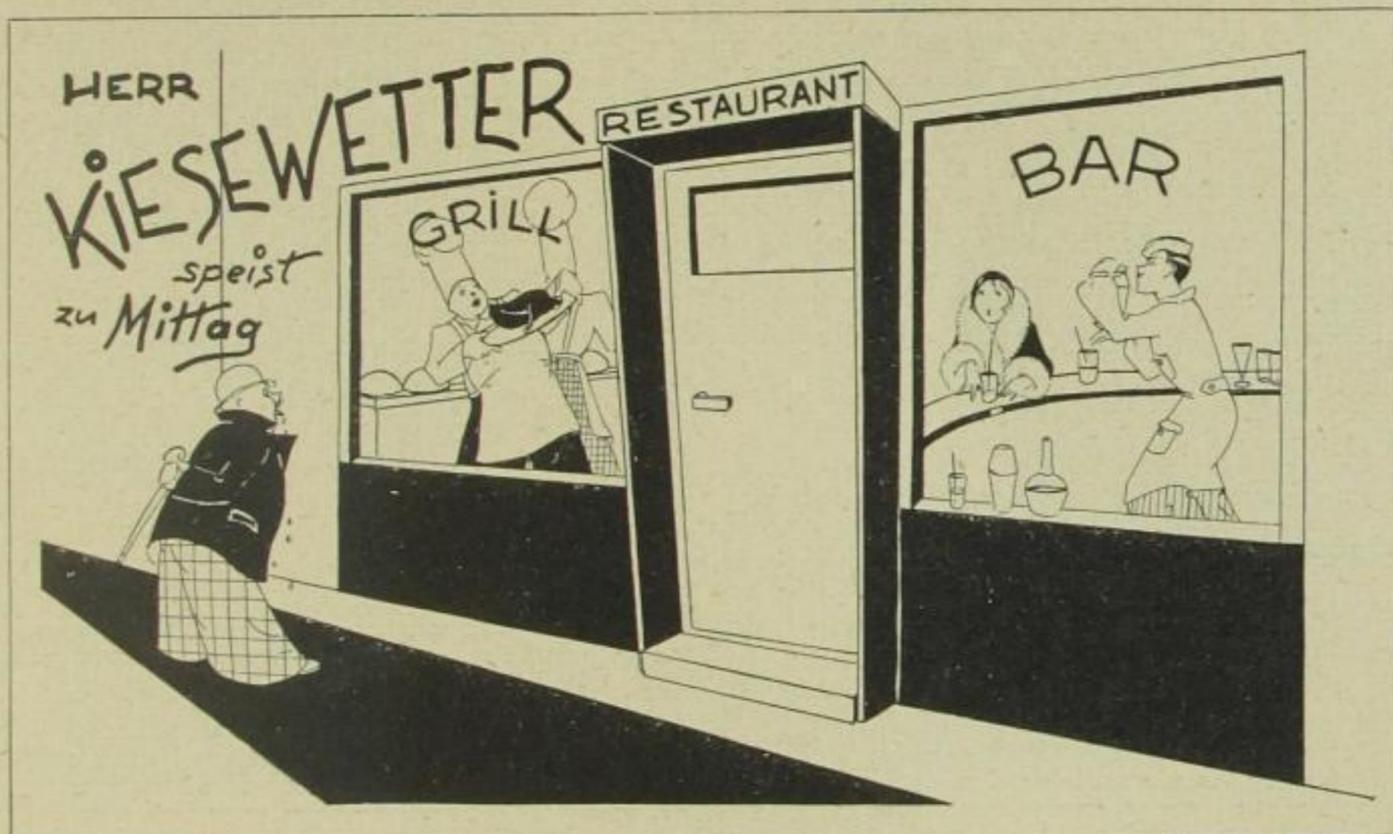
Wir kannten die junge Dame und fragten sie später, ob sie denn an der Börse spekuliere.

„I wo, fällt mir gar nicht ein. Aber die Schafsköpfe geben mir immer Ratschläge. Ich sehe dann nach, welche Papiere gefallen sind und dann jammere ich ihnen etwas vor. Auf diese Weise bekomme ich das Geld sicherer als in Wall Street. Die Tips, die die meisten hier austeilen, würden einen Multimillionär pleite machen!“

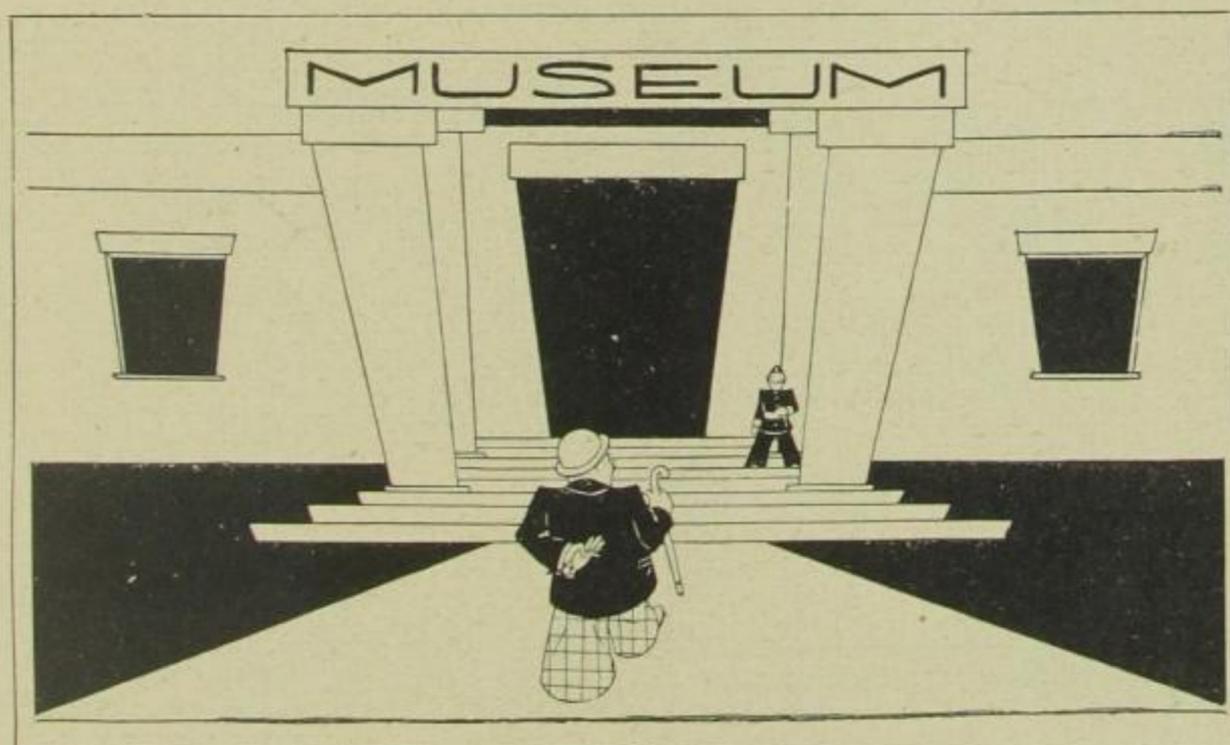
So geht das! Diese jungen Damen am Broadway sind weise Töchter der seligen Eva. Und sie scheuen sich nicht, in die Reihen der Racketeers einzutreten, wenn ihnen dabei Onkel Sams grüne Wertkupons in die gepflegten Finger fließen.

„Never give a sucker an even break“, ist das Motto des Hochstaplers.

Übersetzen läßt es sich vielleicht mit: „Wenn einer hereingelegt sein will, leg' ihn doch herein!“



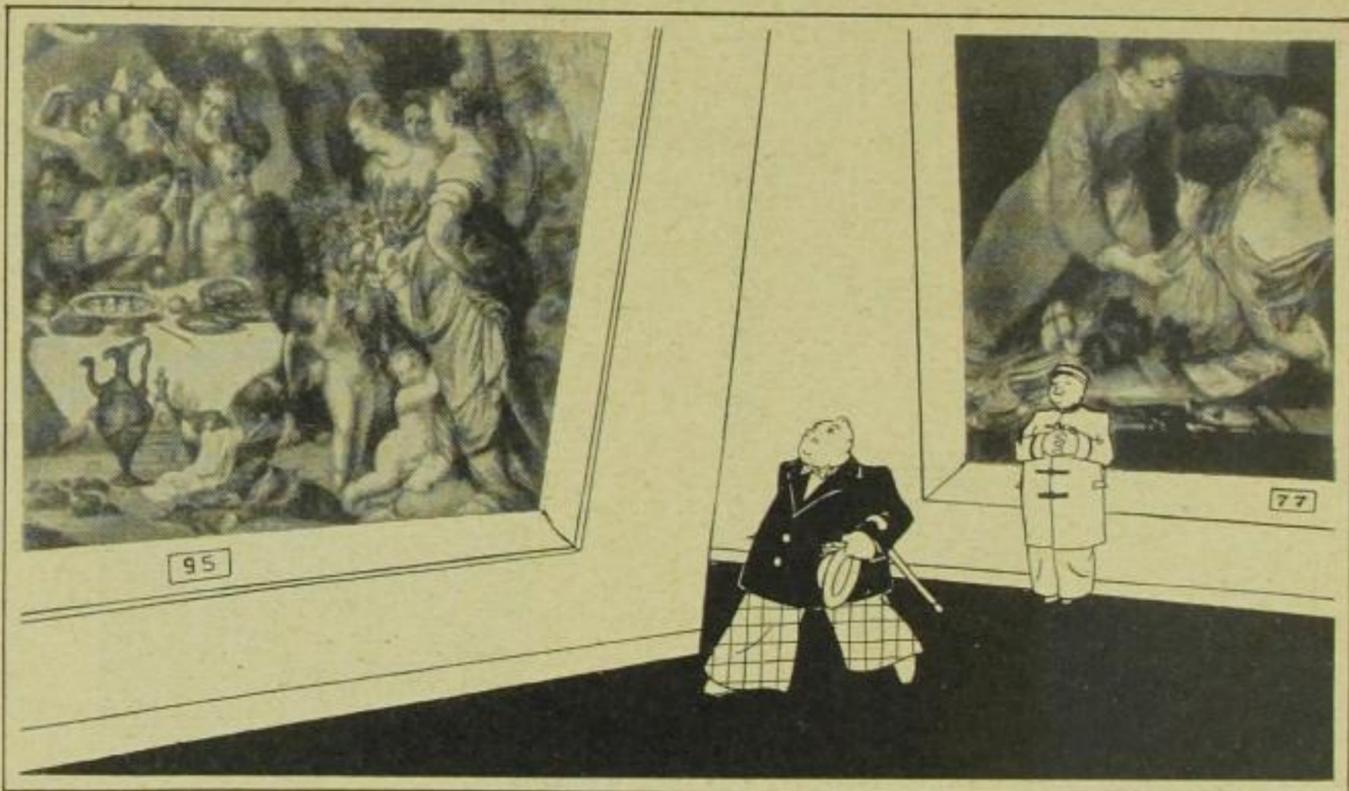
... bei diesem Anblick lief ihm das Wasser im Munde zusammen, aber —



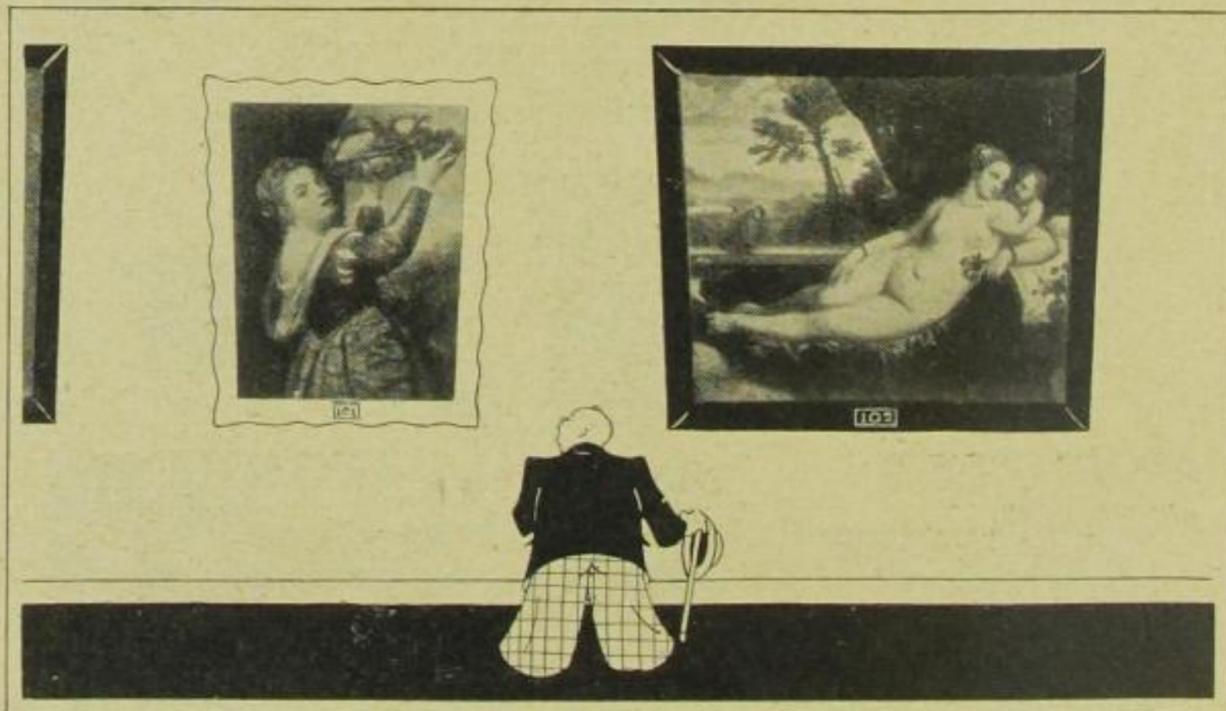
er ging — wie es seine Gewohnheit war — zuvor in den Musentempel.



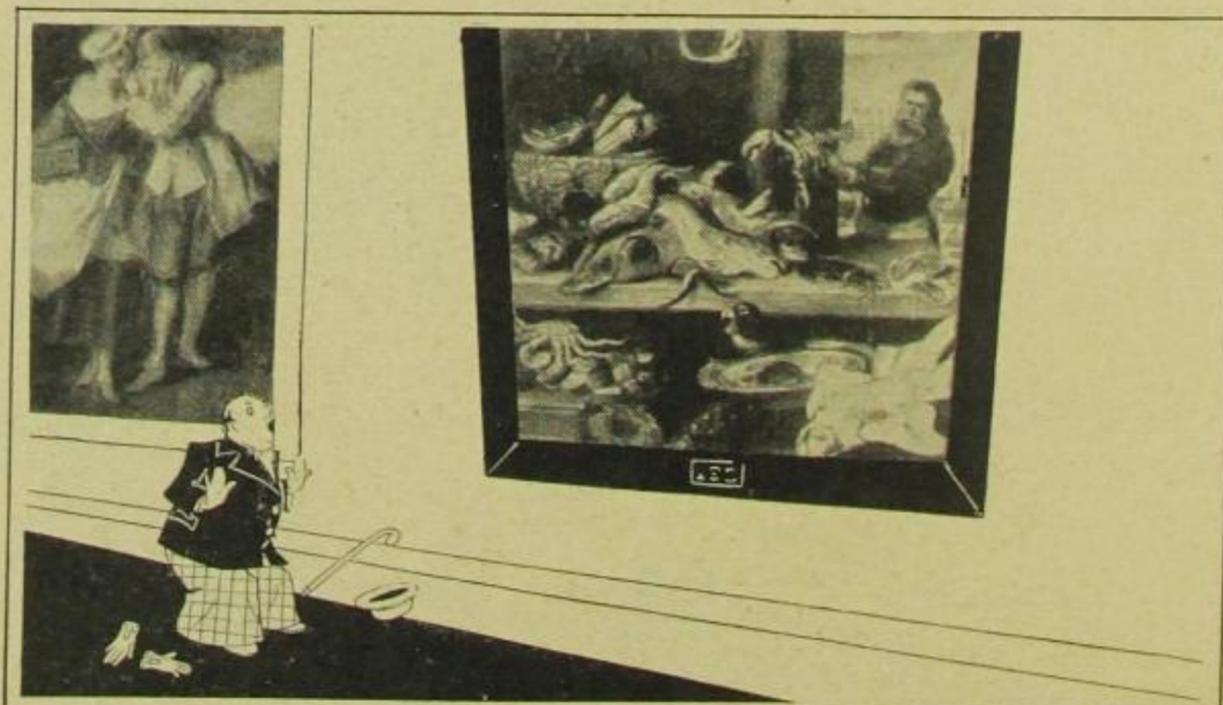
Schon im Vorraum erquickte ihn der Anblick herrlichster Südfruchte.



Er lud sich selbst zu einem Göttermahl bei Ambrosia und Nektar ein und —



beinahe hätte er einen Augenblick später ob Livias Schönheit das Dessert vergessen —



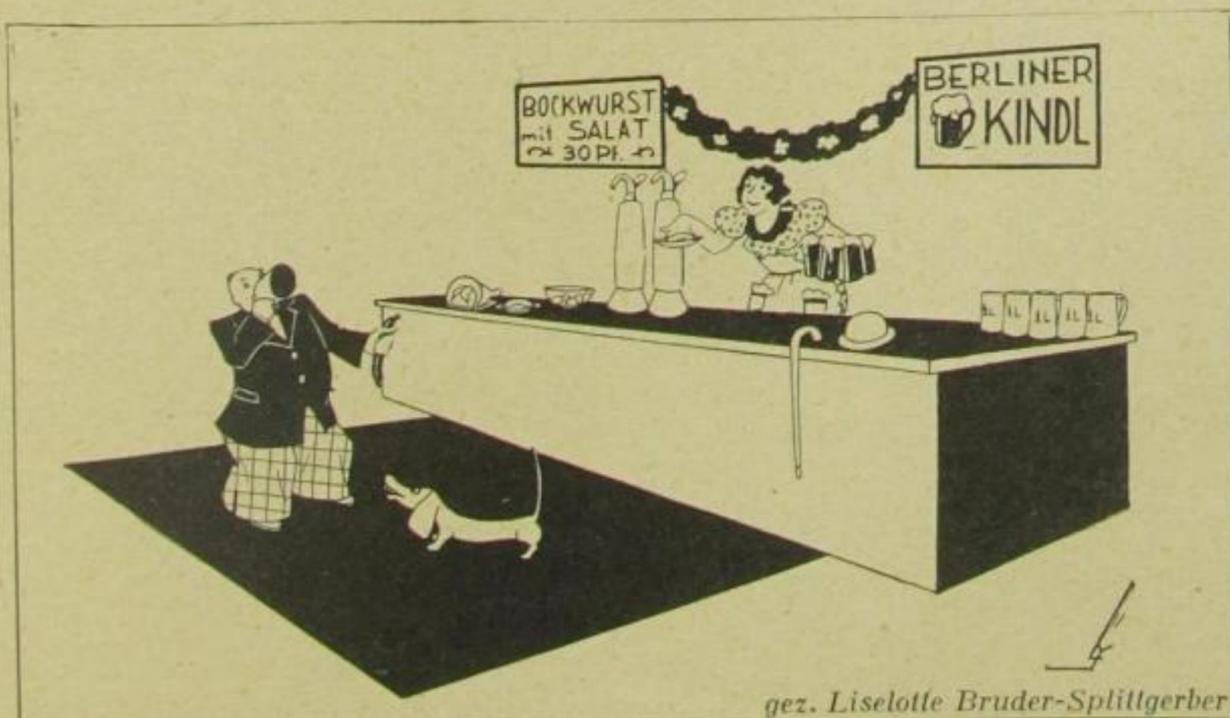
aber beim Anblick eines herrlichen Fischganges wurde ihm die Wahl zur Qual.



Er schwelgte in imaginären Festgelagen



— und ein Austernstilleben trieb ihn zur Raserei,



gez. Liselotte Bruder-Splittgerber

— bis ihm endlich eine Stehbierhalle die langersehnte Erlösung brachte!



Ungarische Aristokraten reiten in historischen Kostümen auf einem Gartenfest bei Horthy eine Quadrille

Frühling in Budapest

Jedes Land besitzt Städte, deren bloße Namen in aller Welt bestimmte Vorstellungen, wie von Ewigkeit her, hervorrufen: Das überdimensionale New York, das korrekte, steif-traditionelle London, das geschäftige Berlin, das elegante Paris und schließlich Budapest, das Klein-Paris, das Paradies des Balkans. Dieser Ruf flog der Stadt

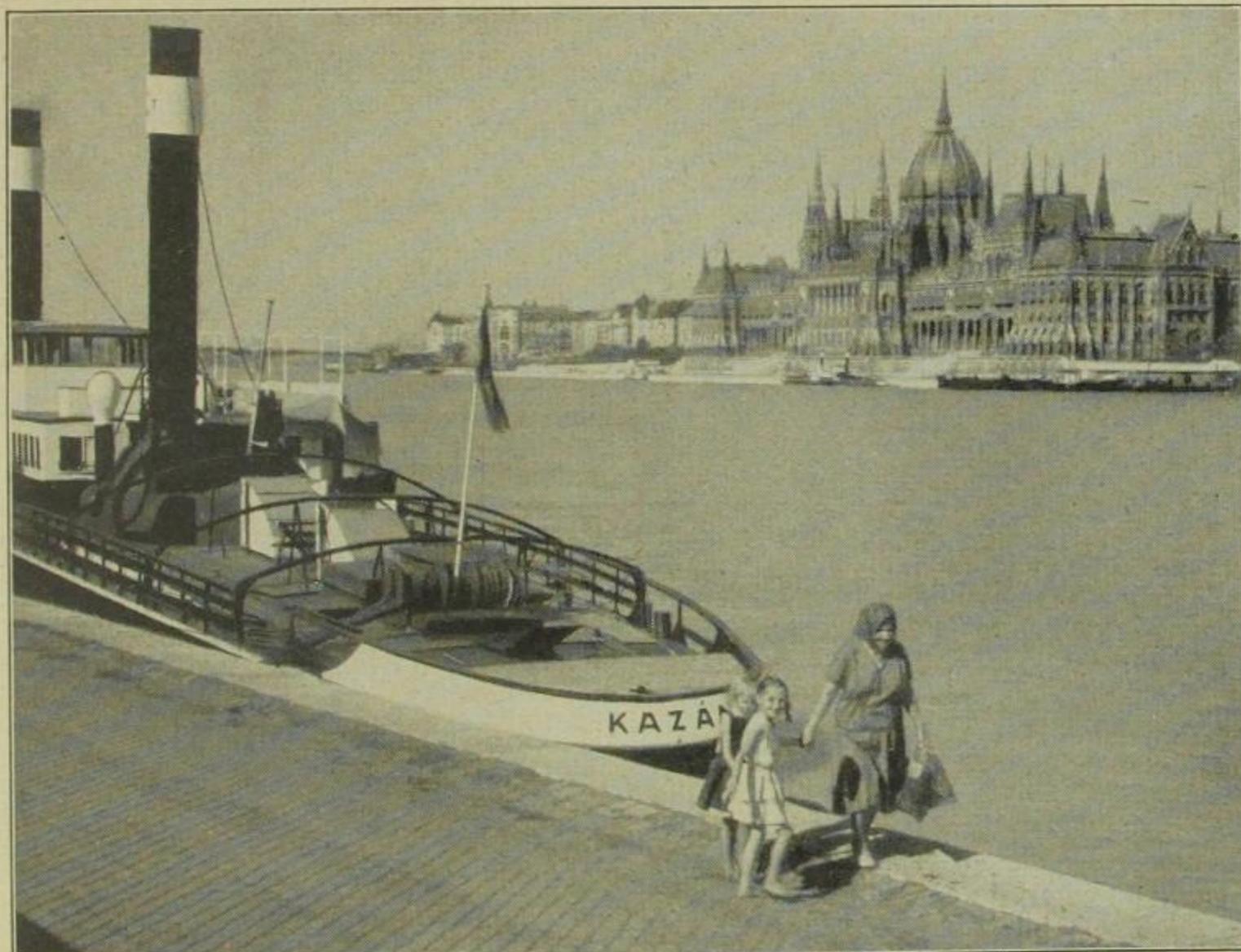


F. Szanto Ungarische Bäuerinnen in Nationaltracht als Zuschauerinnen beim —

einstmals wie von selbst zu und haftet ihr auch heute, trotz aller wirtschaftlicher Not, an. Das hat diese Stadt der ihr eigenen Vitalität zu verdanken. Viele Dinge legen hierfür eindeutig Zeugnis ab, nicht zuletzt der alljährlich wiederkehrende St. Stephanstag, der einen imposanten Aufmarsch der ländlichen Bevölkerung, eine farbenfreudige



Tibor Heggyei Aufmarsch ihrer Landsleute am heiligen St. Stephanstage in Budapest



Ernö Vadas

Blick auf das ungarische Parlament, das zu den schönsten Bauten der Welt gehört

Parade altungarischer Trachten mit sich bringt. Nach der großen heiligen Prozession ist der Nachmittag Volksbelustigungen gewidmet, unter denen das Ochsenbraten am Spieß, die Vorführung altungarischer Tänze und eine Reihe von Trauungen in prächtigen Kostümen die meisten Zuschauer herbeilocken.

Die ungarische Metropole ist eine Stadt konzentriertester Lebensfreude, eine Stätte heiterer Geselligkeit, berühmt durch schöne Frauen, aus deren Reihen bereits viele Filmstars und „Königinnen“ hervorgegangen sind, kurz und gut: ein Dorado echter Lebenskunst.

Märchenhaft ist der Blick über die in ein Lichtmeer getauchte Stadt, wenn man des Abends auf dem Blocksberg steht. Einzigartig das Schauspiel der hellerleuchteten



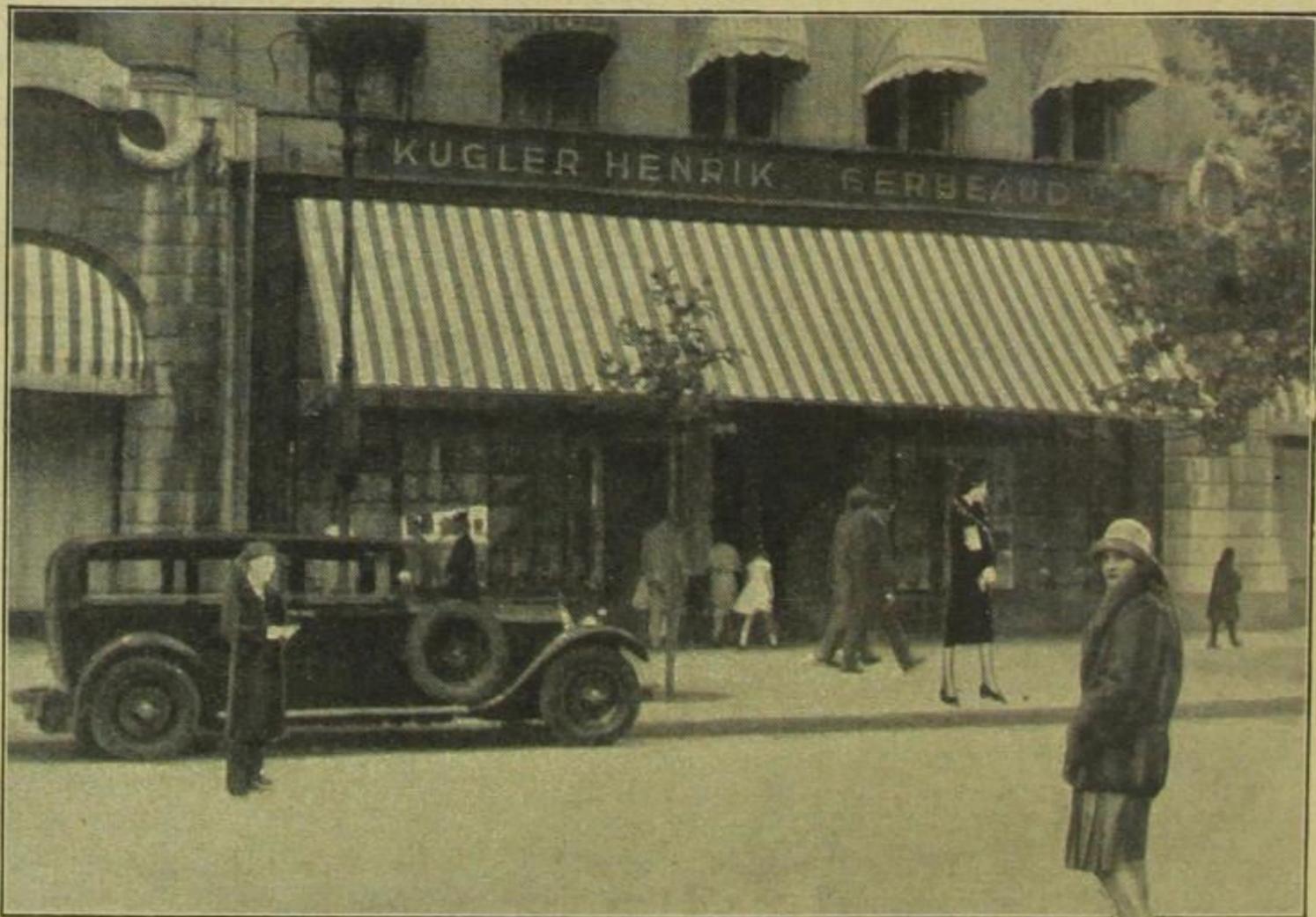
F. Szanto

Der Korso, der Treffpunkt der Budapest. an schönen Tagen



F. Szanto Arbeitslose, die um die Mittagsstunde ein Sonnenbad am Fester Quai nehmen

Burg und ihrer Zitadelle. Hier wäre eine Polizeistunde eine Sünde. Wenn die warmen Frühlingsnächte ins Freie locken, schlägt der Budapester dem Schläfe gern ein Schnippchen. Alles geht auf den Bummel den Korso am Donauquai entlang, wo sich Grazie und Eleganz ein Stelldichein geben. Die Nacht macht dem Tage, der Tag



Gerbeaud, die Konditore. der eleganten Welt



Ländliches Idyll
in der nächsten Umgebung von Pest



Photos Tibor Heggei
Die Fischerbastei mit dem Denkmal Stephans des Heiligen,
eines der romantischsten Plätzchen im alten Ofen

der Nacht Konkurrenz. Vom Frühling bis in den Spätherbst hinein, vor allem aber in den Sommermonaten, konzentriert sich das gesellige Leben in erster Linie auf die zahlreichen Strandbäder, von denen die Margareteninsel Weltruf genießt. Hier ist Romantik alter, zerfallener Ruinen, hier gibt es noch eine Pferdebahn aus Großvaters Tagen und dicht daneben finden auf Tennisplätzen Turniere statt, während im Kurhotel die Jazz- und Zigeunermusik abwechselnd zum Tanze aufspielen. Auch die mit modernstem Komfort eingerichteten Heilbäder dürfen nicht vergessen werden. Wer einen hohen Minister interviewen möchte, der sonst nie Zeit hat, sich sprechen zu lassen, findet ihn höchst wahrscheinlich im Wellenbad unter freiem Himmel oder im Ritz.



Auch bei Gerbeaud mag er sein Glück versuchen, dem „confiseur par excellence“, dessen Namen zu einem internationalen Begriff geworden ist. Ähnlich wie in Wien und Paris, sind Kaffeehäuser der Mittelpunkt des geselligen Treibens, allerdings hat in letzter Zeit das Klubleben sehr stark zugenommen. Das Stadtwäldchen ist das Paradies der Kleinen und der Budapester „Prater“.

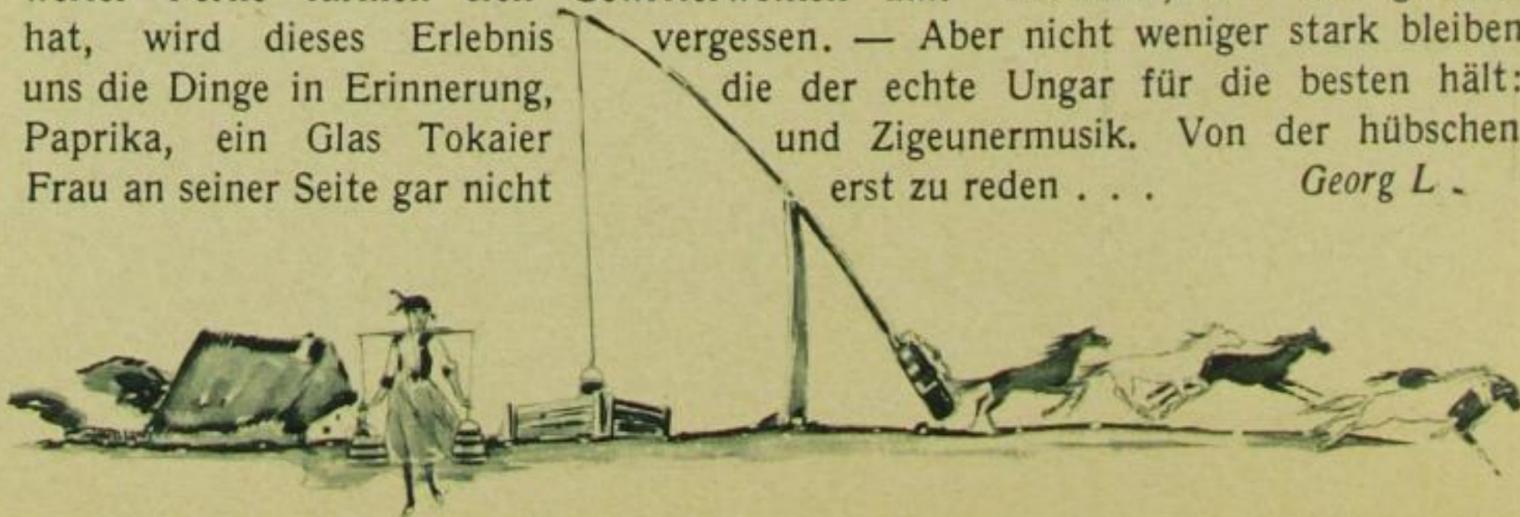


Berühmt ob ihrer Schönheit sind die Donaubrücken, von denen aus der lebhafteste Verkehr zu Wasser am besten beobachtet werden kann. Auf den sogenannten „Propellern“, kleinen Ausflugsbooten, herrscht vergnügtes Treiben bei Musik und Flirt. Sehr stolz sind die Budapester darauf, daß sie die älteste U-Bahn der Welt besitzen, die heute allerdings bereits besser ins Museum passen würde.

Ein Ausflug nach Taban, der romantischen Altstadtinsel mit uralten Häuslein und verträumten winkelligen Gäßchen, mutet beinahe italienisch an. Dort trinkt man Heurigen zu „Backhuhn mit Gurkensalat“ und lauscht der bereits historisch gewordenen Zigeunermusik: Geige, Cello, Cîmbal.

Einen knappen Tagesausflug von Budapest entfernt, befindet man sich bereits mitten in der Pußta, deren eigenartigem Zauber sich wohl niemand entziehen kann. Dem Blick sind kaum Grenzen gesetzt. In unendlicher Ferne liegt der Horizont. Wie Silhouetten heben sich einzelne Gehöfte mit pittoresken Ziehbrunnen vom Himmel ab. Irgendwo spielt ein Hirte ein schwermütiges Lied auf der Flöte. In weiter Ferne türmen sich Gewitterwolken auf. Niemand, der das gesehen hat, wird dieses Erlebnis vergessen. — Aber nicht weniger stark bleiben uns die Dinge in Erinnerung, die der echte Ungar für die besten hält: Paprika, ein Glas Tokaier Frau an seiner Seite gar nicht

vergessen. — Aber nicht weniger stark bleiben die der echte Ungar für die besten hält: und Zigeunermusik. Von der hübschen erst zu reden . . . Georg L.



DAS MAGAZIN



Diese Seite fehlt im verfügbaren Exemplar. Wir bemühen uns um Ergänzung.

Nr. 20

April 1926

M. 1.-

DAS MAGAZIN



Diese Seite fehlt im verfügbaren Exemplar. Wir bemühen uns um Ergänzung.

Nr. 20

April 1926

M. 1.-

DAS MAGAZIN



Diese Seite fehlt im verfügbaren Exemplar. Wir bemühen uns um Ergänzung.

Nr. 20

April 1926

M. 1.-

DAS MAGAZIN



Diese Seite fehlt im verfügbaren Exemplar. Wir bemühen uns um Ergänzung.

Nr. 20

April 1926

M. 1.-



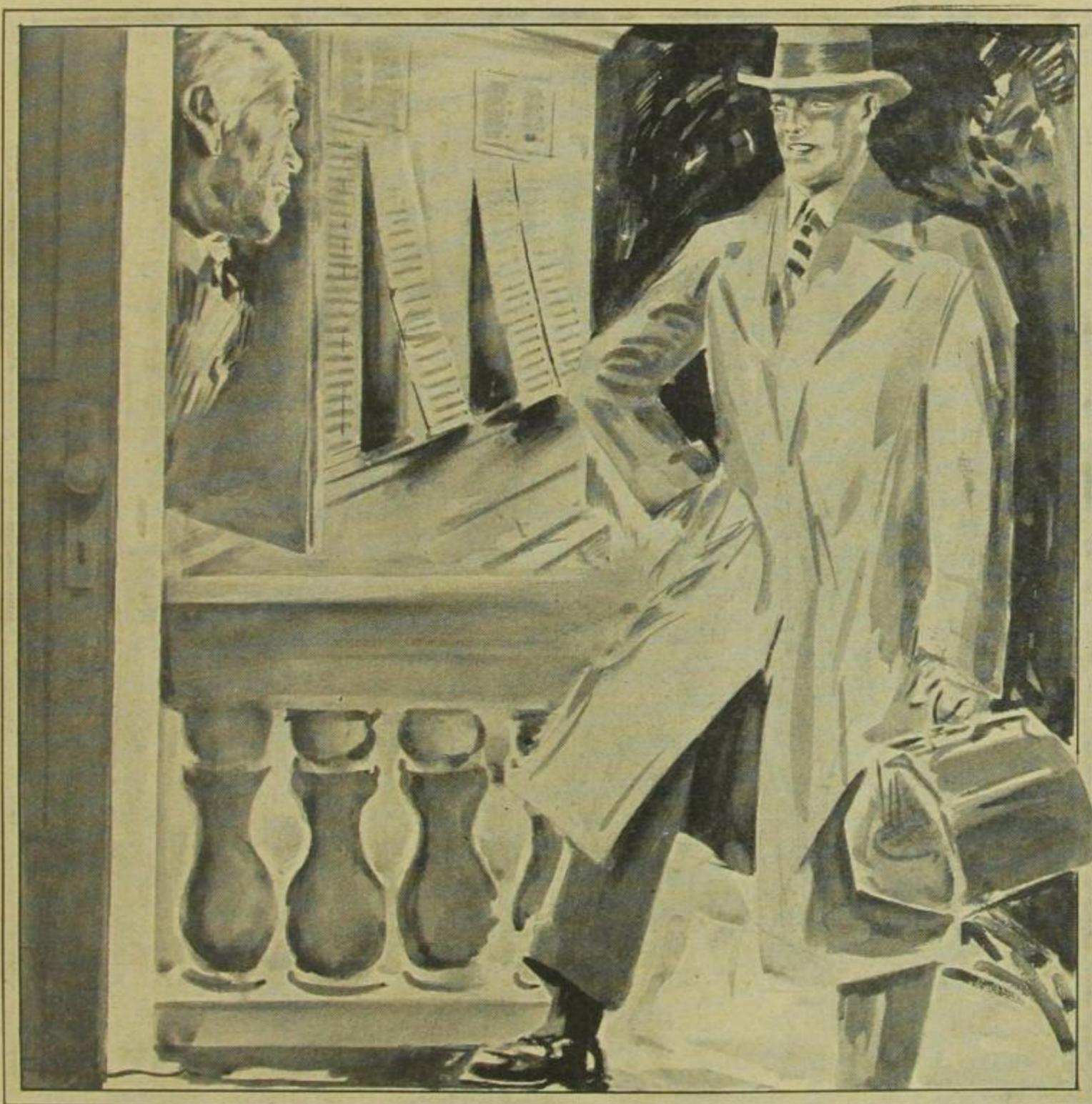
Iwa del Java

Eine Fata Morgana von B. Karastoyanoff

Phot. Kardas

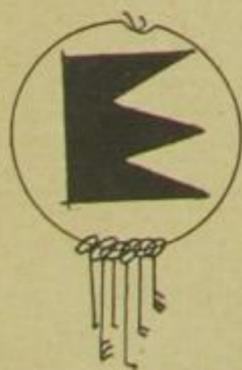
Abschied





EIN SELTSAMER EINBRUCH

von *Joseph Renaud*



Es klingelte am Hintereingang.

Nachdem Franz, der alte Diener des Diamantenhändlers Hornbleed, die Tür geöffnet hatte, überlegte er eine Weile, ob er den Ankömmling in Abwesenheit seines Herrn einlassen sollte.

Der junge Mann, der eine Werkzeugtasche trug und nach Feilstaub roch, erklärte, er sei von der Post geschickt worden, um die neuen Selbstanschlußapparate zu prüfen. Dennoch flößte er Franz das größte Mißtrauen ein, weil er schielte . . .

Das kleine Besitztum Hornbleeds lag in stiller, vornehmer Gegend und barg in seinen Wänden die kostbarsten Kunstgegenstände. Außerdem enthielt der Geldschrank Diamanten im Werte von mehreren Millionen. Herr Hornbleed wird sicher schelten, wenn sein Apparat plötzlich nicht funktionieren sollte, dachte Franz und fügte laut hinzu:

„Na, kommen Sie nur herein . . . aber beeilen Sie sich!“

Die Prüfung der Apparate führte die beiden Männer erst in den Salon und dann in das Schlafzimmer, wo der sogenannte Telephonarbeiter, der in der Verbrecherwelt und bei der Polizei unter dem Namen „Bobby“ bekannt war, den Geldschrank aufs genaueste musterte. Das ist wohl das vorletzte Modell Nr. 17 des Hauses Lipp-schitz . . . den krieg ich in zwanzig Minuten auf . . . überlegte nachdenklich Bobby.

Als Herr Hornbleed nach Hause kam, berichtete der Diener von dem Vorgefallenen.

„Dieser Jüngling darf mir nicht mehr ins Haus kommen; er sah eigentlich mehr aus wie ein Gentleman, der die Nächte durchbummelt, nur fiel mir das nicht gleich auf . . .“

„Nehmen Sie sich all das nicht so zu Herzen, Franz, es lohnt wirklich nicht. Hätten wir diesen Telephonarbeiter nicht hereingelassen, ich bin überzeugt, die Post würde mich dann für jede Störung meines Apparates verantwortlich machen.“

Bald darauf begab sich Herr Hornbleed in sein Arbeitszimmer und führte dort ein ziemlich langes Telephongespräch; schließlich rief er seinen Diener herein.

„Ich reise sofort nach Brüssel! . . . Bitte, schnell meine Koffer . . . Vor morgen werde ich bestimmt nicht zurückkehren!“

Auf dem Bahnsteig des Nordbahnhofs beobachtete Bobby, sich hinter dem Kofferwägelchen versteckend, Herrn Hornbleed, der gerade den Wagen bestieg, während der Träger zwei dunkelrote Koffer hinter ihm her trug. Der Zug fuhr ab.

„Bei deiner Rückkehr wirst du eine nette Überraschung erleben!“ grinste Bobby, der ohne Werkzeugtasche im grauen, tadellos sitzenden Anzug wie ein Gentleman aussah.

Die Eingangstür leistete den geschickten und flinken Händen Bobbys nur kurzen Widerstand. Mit allergrößter Vorsicht betrat er das Haus und erklimmte die Treppe. Auf dem ersten Absatz blieb er stehen und lauschte mit erhobenem Kopfe dem geräuschvollen Schnarchen des Dieners, der im zweiten Stock schlief. Dann ging er ebenso leise ins Schlafzimmer und schloß die Tür hinter sich zu. Nun fühlte er sich wie zu Hause.

Er ließ die Vorhänge herunter, zündete eine elektrische Lampe an, entnahm dem breiten Ledergurt, den er auf der Weste trug, die kleinen blanken Instrumente, zog Handschuhe an wie ein Chirurg und begann zu arbeiten.

Zwanzig Minuten später stand er atemlos und schweißtriefend noch im Kampfe mit dem Geldschrank, dann endlich, nach einer letzten Anstrengung Bobbys, gab die schwere Stahltür nach, und er konnte das Innere des Geldschrankes beleuchten. Doch fast wäre ihm ein Schrei des Entsetzens entschlüpft . . . der Geldschrank war leer.

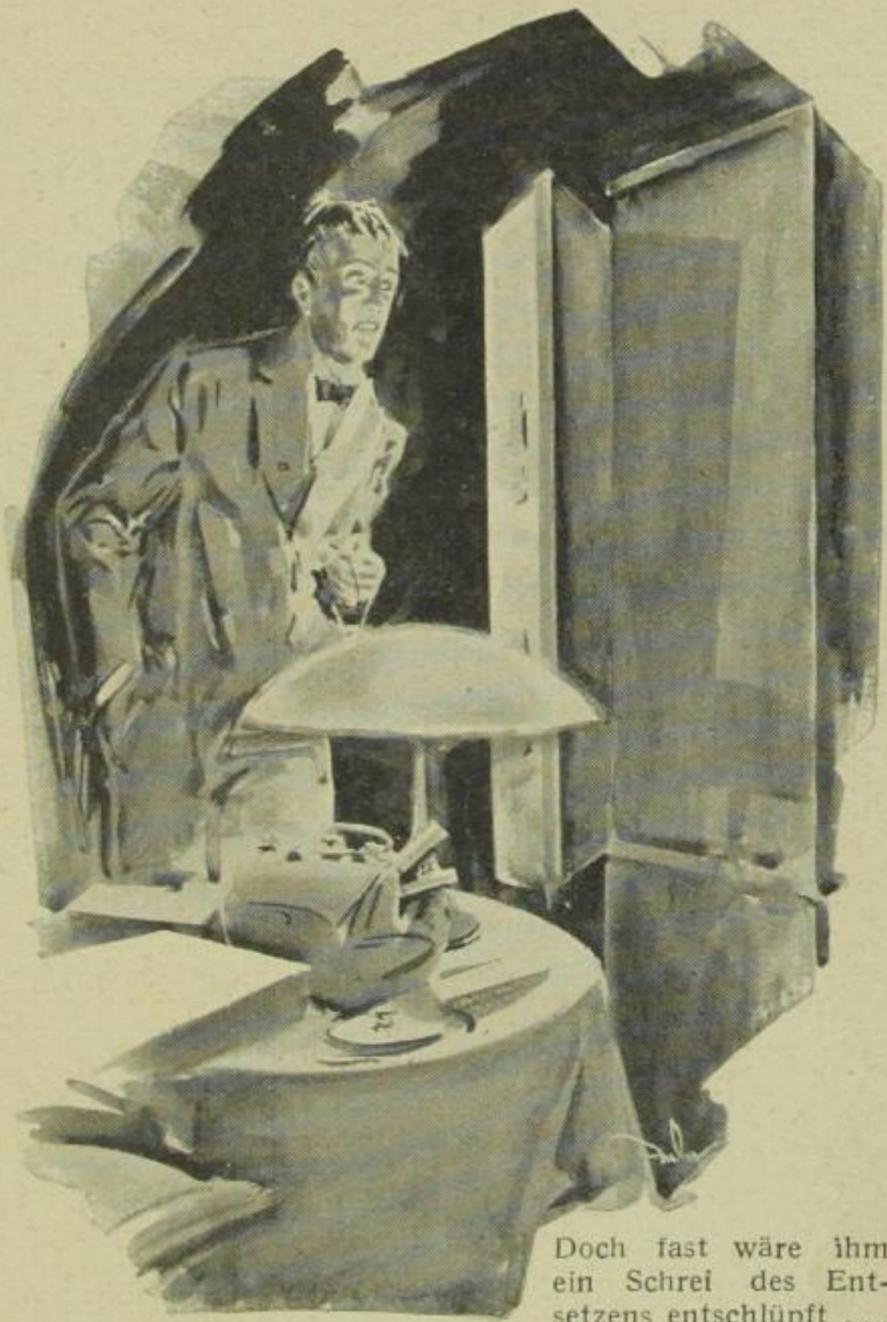
„Nein . . . nicht möglich, wie furchtbar . . . seit sechs Monaten bereite ich dies Geschäft so gründlich vor . . . die Auskünfte, die ich dazu brauchte, habe ich sogar bezahlen müssen . . . Und wieviel Spesen hatte ich noch außerdem . . . Mein Gott, bin ich etwa zum Narren gehalten worden? Hier bewahrte er doch sonst seine Diamanten, hier . . .“

Auf einmal bemerkte er, daß die inneren Wände des Geldschrankes mit Vaseline eingerieben waren, ganz leicht aber doch gerade genug, um seine Fingerabdrücke festzuhalten, die dann später durch die Behandlung mit Bleiweißpulver erst deutlich hervortreten sollten.

Etwa eine Falle?

Das im Dunkel liegende Haus schien ihm voll unheimlicher Gefahr, die überall auf ihn lauerte, man hatte ihn offenbar hier erwartet und dennoch fühlte er, daß außer dem schnarchenden Diener niemand in der Villa war.

Nervös und vor Wut noch zitternd, begann er eiligst seine Instrumente in den Gurt zurückzustecken. Dann überlegte er noch eine Weile und kam auf folgenden Gedanken: Er nahm aus seiner Tasche eine Visitenkarte, die den Namen „Paul Most, Grootstraße 6“ trug, und legte sie in das Innere des Geldschrankes. Diese Karte fand er mit mehreren anderen in der Briefftasche, die er neulich einem dicken Herrn im Gedränge der Untergrundbahn entwendet hatte. Im Falle einer Untersuchung konnte diese Karte auf falsche Spuren lenken und ihm die Möglichkeit geben, die Stadt rechtzeitig zu verlassen. Prantzinis altbewährter Trick!



Doch fast wäre ihm ein Schrei des Entsetzens entschlüpft . . .

Ebenso leise, wie er gekommen, verließ er das Haus. Die kühle Luft draußen schien ihm besonders wohltuend, als er sich endlich außer Gefahr wußte.

Am nächsten Tag las Bobby fieberhaft erregt:

„Ein sensationeller Einbruch!!!“

„Der bekannte Diamantenhändler Hornbleed ist heute nacht das Opfer eines dreisten Diebstahls geworden. Während seiner kurzen Abwesenheit gelang es den Dieben, in die Villa einzudringen, den Geldschrank aufzubrechen und dessen gesamten kostbaren Inhalt zu rauben. Die Einbrecher hinterließen keine Spuren. Der Schaden beläuft sich auf mehr als eine Million Franken, soll aber durch Versicherung gedeckt sein.“

Bobby wurde blaß vor Wut, wie rasend preßte er das Obstmesser, das er in der Hand hielt.

„Dieser alte Lumpenkerl! Dieser gemeine Hund! Du denkst wohl, damit ist die Sache schon zu Ende? Die Einbrecher haben keine Spuren hinterlassen . . . Nicht zu glauben! Das heißt, daß Hornbleed den Fund der Visitenkarte der Polizei verschwiegen hat. Ach, so steht die Sache! In jeder Versicherung gibt es doch diskrete und intelligente Agenten . . . ich muß nur erfahren, in welcher Versicherung dieser geriebene Fuchs gewesen ist . . . schließlich wird das ja auch nicht so schwer sein . . .“

Nach einem Lunch in seinem Klub, begab sich Herr Hornbleed ins Schreibzimmer, in dem er seine Korrespondenz erledigte. Nachdenklich schrieb er Briefe und rauchte eine teure Zigarre dabei. Ein Diener überreichte ihm eine Visitenkarte.

Herr Hornbleed fuhr auf . . . diese Karte war identisch mit der, die er nach dem Diebstahl im Geldschrank gefunden, und die er der Polizei unterschlagen hatte; sie trug den Namen: „Paul Most, Grootstraße 6.“ Wer könnte das sein? Alles ging doch so gut und plötzlich diese neue Verwicklung! Ach wie ärgerlich . . . aber ich werde die Sache schon zu drehen wissen . . . wenn man das Leben kennt . . . es gibt ja schließlich Mittel genug . . .

„Ich lasse bitten . . .“

Ein ihm unbekannter, gut aussehender junger Mann trat lächelnd ein. „Mein Gott, wie er schielt, mein Franz würde in Ohnmacht fallen . . .“

„Guten Abend, lieber Herr Hornbleed!“

Durch die blauen Rauchwolken seiner Zigarre drang ein leises verächtliches: „Sie wünschen . . .?“

„Der Zweck meines Besuches dürfte Ihnen wohl bekannt sein. Gestern haben Sie Ihre sonst in dem Geldschrank liegenden Diamanten mit sich nach Brüssel genommen, nachdem Ihr Diener Ihnen erzählt hat, daß der Telephonarbeiter da war und Sie dessen nächtliches Eindringen sicher erwarteten . . . Meine Persönlichkeit muß Ihnen daher, nach der Beschreibung Ihres Dieners nicht unbekannt sein. Sie haben sich also vorher selbst bestohlen . . . Sie haben die inneren Wände des Geldschrankes mit Vaseline eingerieben, damit meine Fingerabdrücke recht deutlich hervortreten sollten. Und Sie haben die Frechheit, von der Versicherungsgesellschaft ‚Securitas‘ eine Million Francs zu verlangen. Wem verdanken Sie nun diese Masse Geld? Dem Telephonarbeiter — also mir. Nun bin ich gekommen, meinen Anteil davon abzuholen . . . sonst melde ich sofort alles der Versicherungsgesellschaft . . . also?“

„Mir ist immer noch unklar, wohin Ihre Anspielungen zielen, junger Mann. Mein Wort darauf . . . ich weiß nicht, um was es sich eigentlich handelt . . . Doch, mir scheint, Sie sind mittellos . . . ich war immer freigiebig . . . und will auch Ihnen gerne helfen . . . vorausgesetzt natürlich, daß Ihre Ansprüche nicht zu hoch sind . . . also wieviel?“

„Fünf Tausend! Sie sehen, ich bin wirklich bescheiden!“

Herr Hornbleed seufzte erleichtert auf. Jetzt wußte er, daß er sich mit Ehren aus dieser Affäre ziehen würde.

„Fünf Tausend, Sie verlangen nicht wenig . . . Aber gut, abgemacht . . . Hier bitte . . . doch hüten Sie sich, mir jemals wieder vor die Augen zu treten . . . Verstanden? Sonst . . . ich werde Ihnen dasselbe Lied nicht zweimal vorsingen, beim zweitenmal würde mir die Stimme versagen und dann müßte ich meinen Revolver sprechen lassen.“

„Seien Sie ganz ruhig, ich werde sofort das Land verlassen, dazu habe ich meine Gründe. Morgen um diese Zeit bin ich längst über die Grenze. Ich danke Ihnen . . . danke vielmals!“ Er steckte die Geldscheine in die Tasche und fügte ruhig hinzu:

„Herr Hornbleed, jetzt, nachdem Sie uns die nötigen Beweise gegeben haben, muß ich Ihnen sagen, daß ich nicht derjenige bin, für den Sie mich bis jetzt gehalten haben . . . Ich bin nicht der Einbrecher, der sich heute Nacht in Ihr Haus geschlichen hat. Ich schiele zwar wie er und gerade deshalb wurde ich auch gewählt und hierher geschickt. Ich bin ein Agent der Versicherungsgesellschaft ‚Securitas‘. Die fünftausend Francs, die Sie mir jetzt eben ausgehändigt haben, sind schwerwiegende Beweise für Ihre Schuld, außerdem habe ich auch Zeugen hier.“

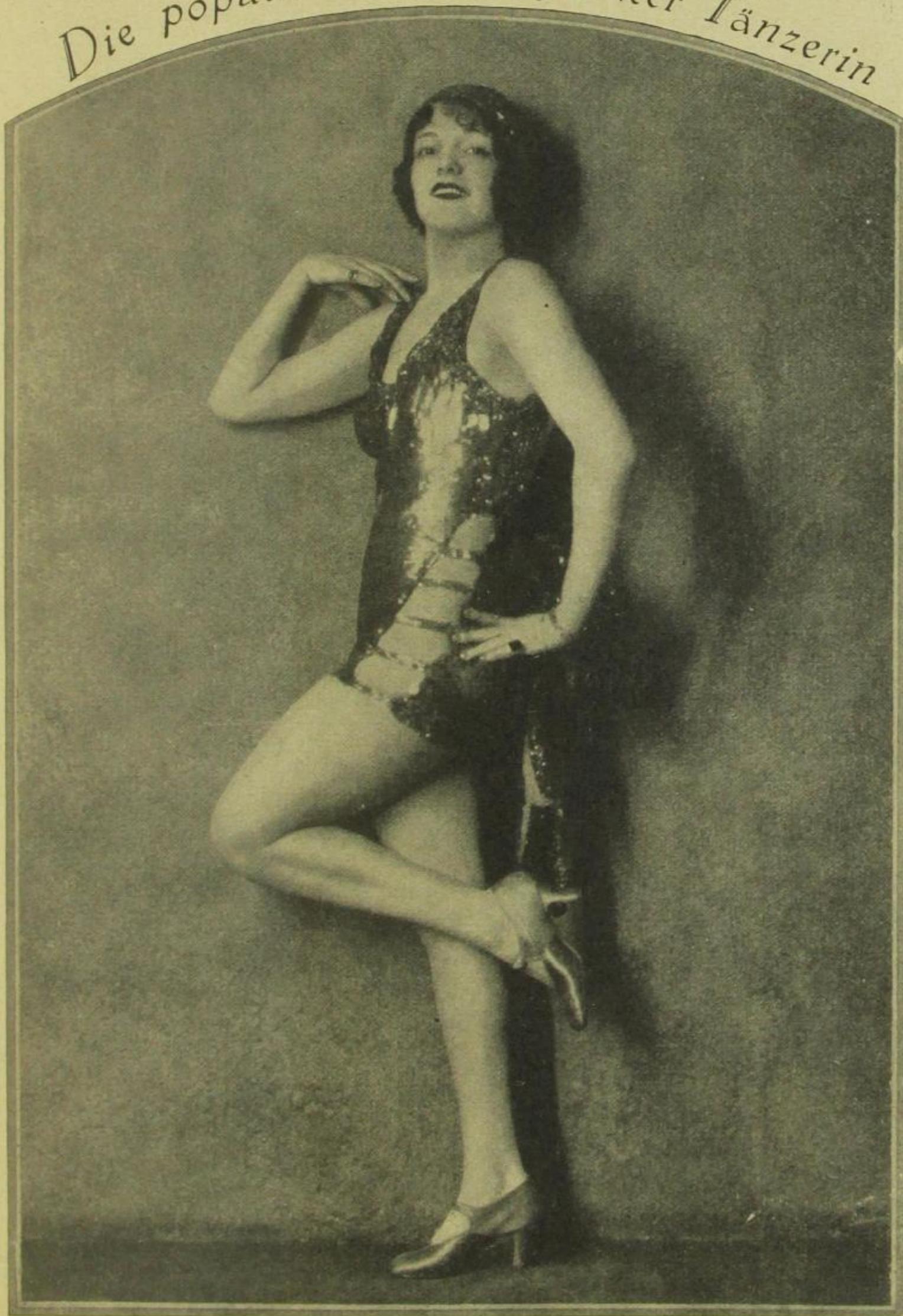
Bei diesen Worten traten zwei Kriminalbeamte, die sich bis jetzt hinter einer Portiere verborgen gehalten hatten, auf Hornbleed zu und legten ihm Handfesseln an. „Und jetzt zur Polizei!“

Eine Viertelstunde später traf derselbe Versicherungsagent in einem Café mit Bobby zusammen und steckte ihm heimlich fünfzehntausend Francs zu.

„Herr Bobby, Sie sind sehr klug, wenn auch wenig ehrenhaft, aber man macht schließlich nicht nur mit ehrbaren Leuten Geschäfte. Ihre Intelligenz hat der Versicherungsgesellschaft eine Million gerettet!“

(Aus dem Französischen von Esther Stein.)

Die populärste New Yorker Tänzerin



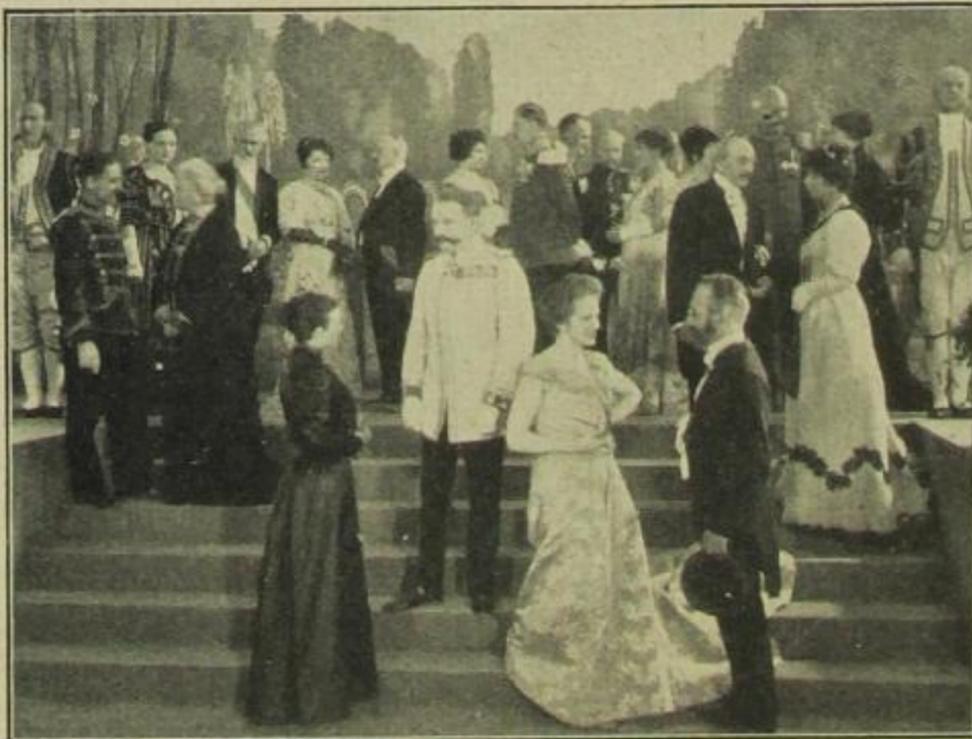
Eleanor Brooks

verheiratete sich mit dem „amerikanischen Chevalier“ Ted Lewis



So sah die Frau mit Seele aus
dem Jahre 1900 aus

Anno 1880:
Fraulich vom Scheitel
bis zur Sohle



1905 gab es nur einen Frauentyp: Die Dame

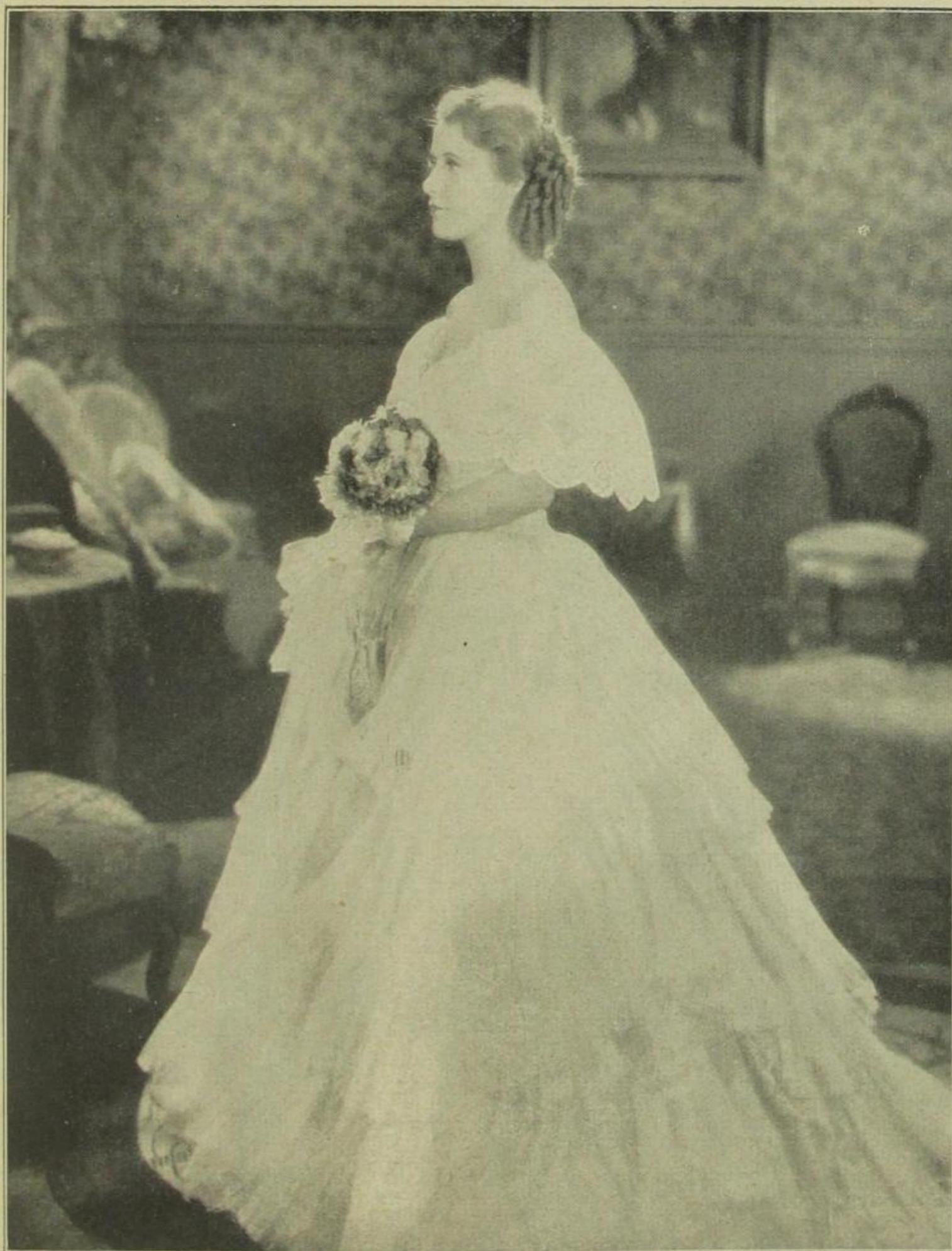
Man trägt wieder Seele

Ein Rundgang
durch 5 Jahrzehnte

von *Lorelle*

Mit Aufnahmen von Alban, Lorelle, Paris - Angelo, Budapest - de Barron Studio, Hal Phylfe, New York - Förster, Karlsbad - Defina, Metro - Goldwyn - Mayer, Hollywood

„Man trägt wieder Seele“. Dieser Ausspruch ist beinahe schon zum geflügelten Worte geworden. Greta Garbo hat ihn auf dem Gewissen. Nicht etwa, daß er von ihr stammt. Vielleicht hat sie ihn noch nie vernommen. Aber sie ist die Frau, die der so lange verbannten Seele zu ihrem Siege verholfen hat. Sie kam, wurde gesehen und siegte auf der ganzen Linie. Alle Männer verliebten sich in sie. Die Frauen der ganzen Welt witterten sofort Gefahr. Sie wurden mit einem Male kritisch gegen sich selbst. Sie begannen sich mit der zu vergleichen, die ihnen als die Schönste von allen Litfaßsäulen, in allen Zeitschriften und auf der Leinwand angepriesen wurde. Mit ihren kurzen Röckchen kamen sie sich gegenüber dieser Frau im langen fließenden Gewande vor wie nackt. Mißbilligend betrachteten sie ihr kurz geschnittenes Haar im Spiegel, und sie sprachen über ihre Knabenhaftigkeit, auf die sie



Phot. Metro-Goldwyn-Mayer

Grace Moore

Das junge Mädchen von 1910 ist weiblicher als die Großmama von 1936

bisher so stolz gewesen waren, das Verdammungsurteil aus. Sie wollten sich nicht länger burschikos geben und männlich tun. Sie besannen sich plötzlich ihres Rechtes auf hundertprozentige Weiblichkeit und nahmen es voll in Anspruch.

Natürlich war die Garbo nur der Anlaß, natürlich liegen die wahren Ursachen viel tiefer. Aber mit dem sicheren Instinkt der Frau hat hier eine Schauspielerin den Weg, den die Entwicklung notwendigerweise nehmen mußte, eingeschlagen. Der Sport, die Eroberung aller männlichen Berufe vom Chauffeur bis zum Piloten, vom Juristen bis zum Arzt, die Befreiung der Frau von den allzu eng gezogenen Banden



Die Garçonne von 1920

der Familie hatte sie innerlich wie äußerlich von dem rein weiblichen, nur auf die Häuslichkeit eingestellten Typus entfernt. Mit dem Wachsen ihrer Selbständigkeit wurde die Frau

gelöster in ihren Bewegungen, freier in ihrem Umgang mit dem Manne, ihre Röcke wurden kürzer, ihr Aussehen wurde sportlicher. Die Mutter begann für die Tochter eine gefährliche Konkurrentin zu werden, alle Altersgrenzen hatten sich verschoben. Die Frauen waren stolz auf ihre Unabhängigkeit, die sie in Kleidung und Benehmen jederzeit demonstrierten.

Heute haben sie sich bereits durchgesetzt. Sie bedürfen daher nicht mehr der

Betonung ihrer Selbständigkeit nach außen hin. Aller Tüchtigkeit zum Trotz sind sie — Gott sei Dank! — doch unbeständige Frauengeblieben, die die Abwechslung über alles lieben. Zu lange schon hatten sie das Haar im Etonschnitt getragen, zu offenerzig hatten sie der Welt ihre Reize



Vor 5 Jahren noch war der Etonkopf auf der Bühne und im Ballsaal der „dernier cri“

Die Ungarin
(oben: Irene Biller) war nicht zu unterscheiden von der Spanierin
(links: Senora Portas) oder gar der Polin
(rechts: Prinzessin Vatchnatze)



Constance Bennett

Ein Gesicht,
das Herz und Seele verrät, verlangt als Folie —

dem anstelle von zwei sehr selbstbewußten zwei seelenvoll dreinblickende Augen leuchten. Die Gestalt schmiegt sich in weiche Stoffe. Volants, Falbeln, Spitzen, Bäffchen und Fichus verwandeln so ein Kleid in ein flatterndes, seidiges Etwas, in dem nur ein Wesen mit „Seele“ stecken kann. Es ist eine uralte Weisheit, daß das Wesen der Frau sich mit ihrer Kleidung wandelt. Und so sieht die moderne Frau, die „Seele trägt“, beinahe aus wie zu Großmütterleins Zeiten. Aber ein kleiner Unterschied ist doch dabei: wenn wir heute in das lange Abendkleid schlüpfen und die schwarzen Handschuhe über die Arme streifen, ist uns, als machten wir uns zu einem Maskenfest zurecht. Wir ziehen mit dem schleppenden Kleide ein neues Wesen an, das vorgibt, vom Tempo des Tages völlig unberührt zu sein. Wir legen unsere Hast ab und alle Tüchtigkeit und sind nichts als Frauen, die ausgehen um bei dem Spiel „cherchez la femme“ gesucht und gefunden zu werden. Wiki.

im kurzen Kleidchen preisgegeben. Beine waren nicht mehr en vogue. Da entschlossen sie sich für die lange Linie, die im Verhüllen noch offener ist, als die alte Mode es im Enthüllen war. Der Bubenkopf verwandelte sich in ein von langen Locken umrahmtes Gesicht, aus



die lange, frauliche Linie

des Autos



Herde
ist mein Auto haben. ?



Ich habe mein Auto
gehabt ...

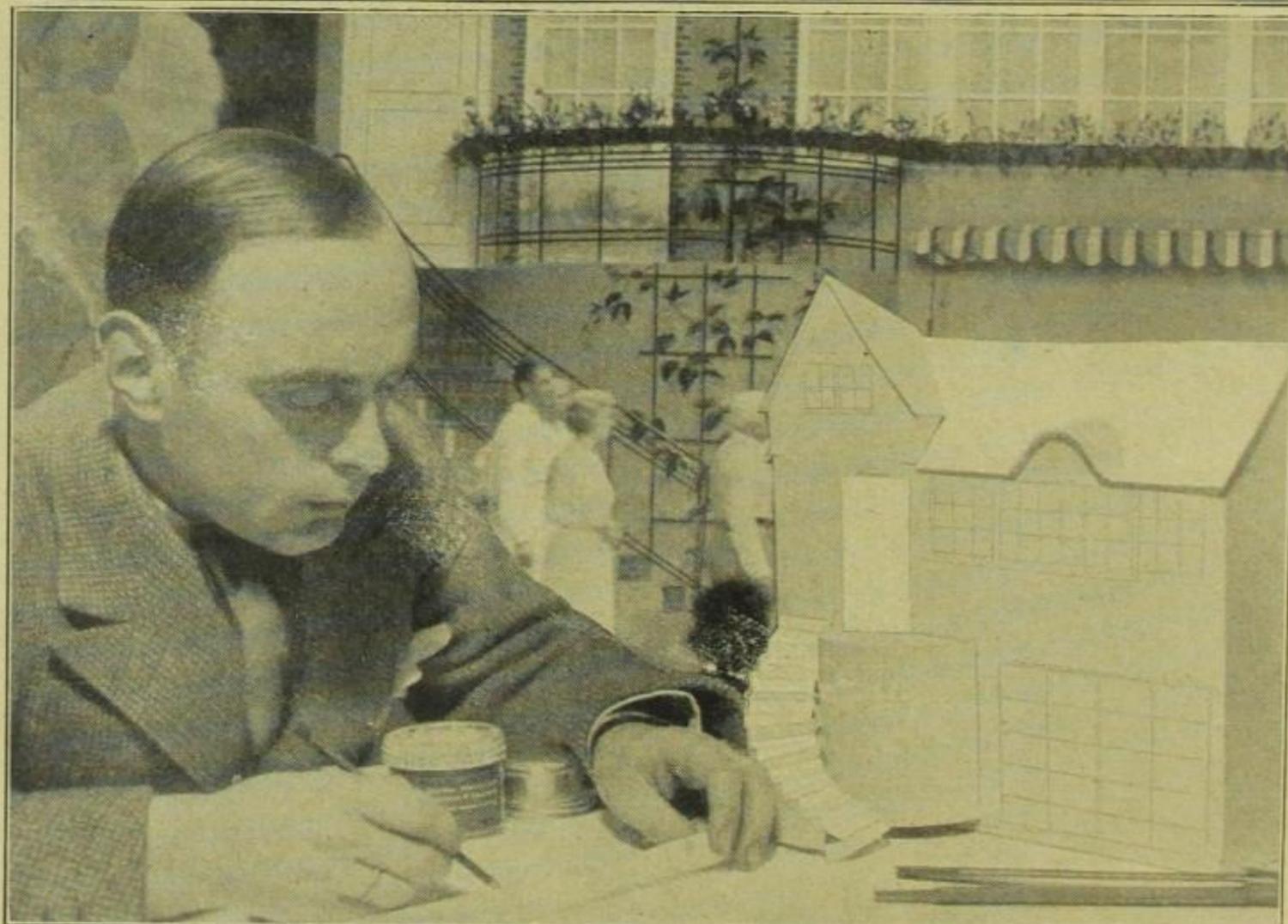


Ich werde
jenseitig mein Auto haben

Ich gehe auf mein
Auto ...



DIE ENTZAUBERTE KULISSE



WIE EIN STÜCK ENTSTEHT

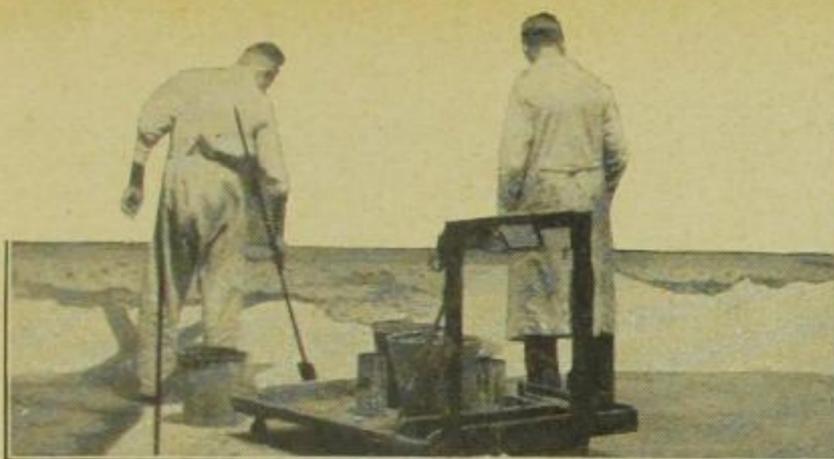
Erzählt von Erich E. Stern, mit Bildern von J. Amster, Berlin

Auf dem oberen Bilde sehen Sie vor dem fertigen Bau das Pappmodell des englischen Landhauses aus „Jim und Jill“ im Rohzustand

Es ist ein weiter Weg vom Entwurf des Bühnenbildes bis zu dessen Ausführung. Selbst versierte Theaterbesucher sind sich über die Arbeit des Bühnenarchitekten viel weniger im klaren als über die des Regisseurs, trotzdem der erstere wesentlichen Anteil an dem Gesamtgelingen einer Aufführung hat.

Regisseur und Bühnenbildner müssen in engstem Kontakt arbeiten. Sie müssen für die Dauer der Vorbereitungen zu einer Aufführung eine Einheit bilden und konsequent an ihrer Inszenierungsidee festhalten. Erst wenn beide sich über den Stil der Aufführung im klaren sind, beginnt die eigentliche Arbeit für den Bühnenbildner.

Zuerst wird der Grundriß der Dekoration gezeichnet. Bestimmend für die Zeichnung des Grundrisses ist die technische Einrichtung einer Bühne, die maßgebend für den ganzen Aufbau einer Inszenierung sein kann. Handelt es sich um ein Stück mit mehreren Schauplätzen, die möglichst rasch aufeinander folgen müssen, so wird man sich nach Möglichkeit der Drehbühne bedienen. Die Aufteilung der Drehscheibe in mehrere Segmente gestattet den raschesten Wechsel der Schauplätze. Bei entsprechen-

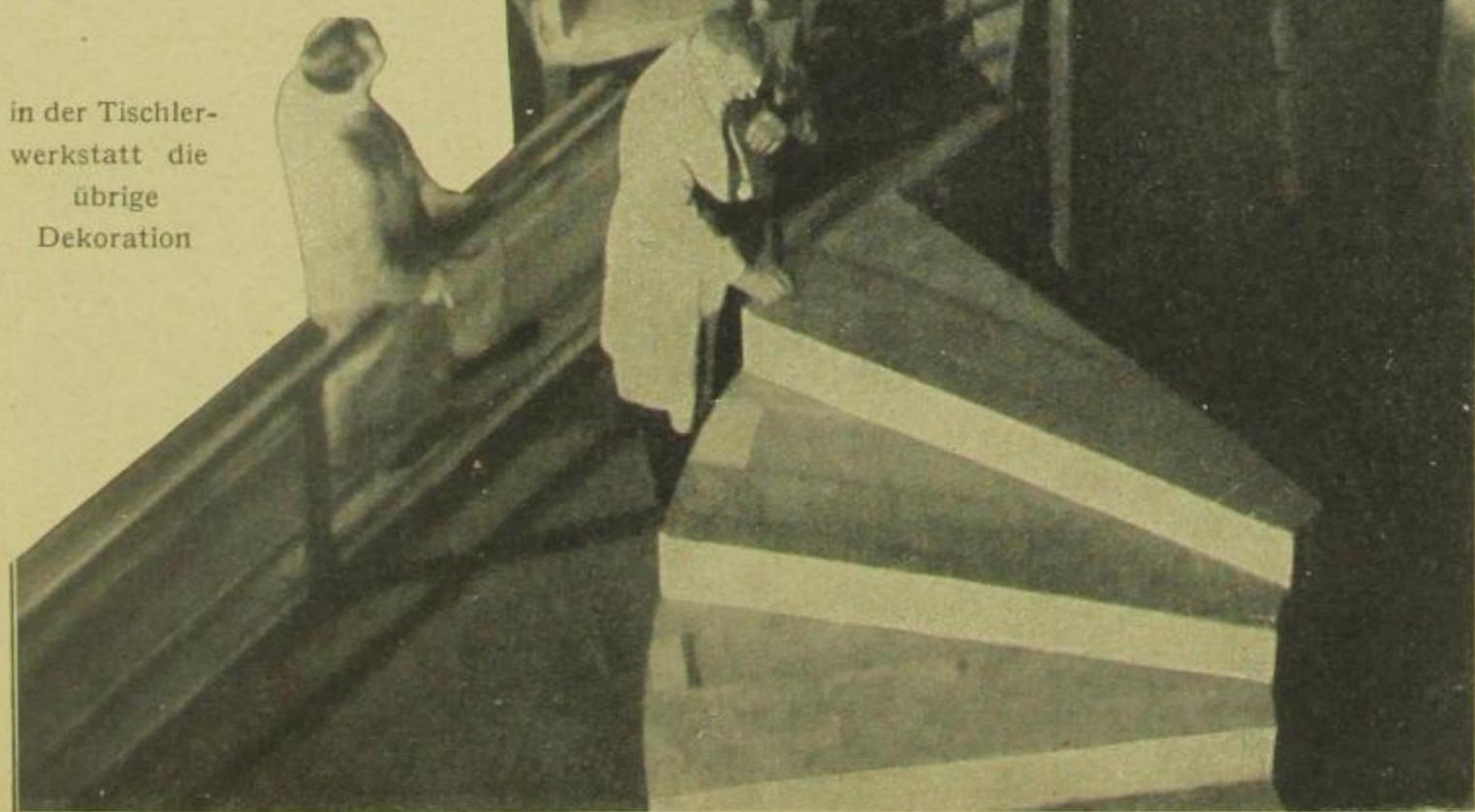


Im Maleratelier werden die Kulissen hergestellt —

den Ausmaßen der Bühnen, die keine Drehscheibe haben, wird man sich sogenannter Wagen bedienen, um einen schnellen Szenenwechsel herbeizuführen. Wagen sind niedrige, mit Rollen versehene Podeste, auf die der Schauplatz aufgebaut und nach Wunsch hin und hergeschoben werden kann. Die idealste Einrichtung ist die sogenannte Versenkbühne. Sie gibt dem Bühnenarchitekten die Möglichkeit, in großem Ausmaß zu bauen und während der Vorstellung in der Unterbühne dekorative Wechsel vorzunehmen.

Aber nicht immer hat der Bühnenbildner das Glück, mit den erwähnten technischen Einrichtungen rechnen zu dürfen und oft ist er gezwungen, in seinen Entwürfen Konzessionen an die Unzulänglichkeit der technischen Einrichtung einer Bühne zu machen. Wo die Bühne wenigstens einen Schnürboden besitzt, wird man sich mit sogenannten Hängestücken (Prospekte usw.) helfen, und wo selbst der Schnürboden fehlt, garantiert nur das Ineinanderschachteln der Bauten

in der Tischlerwerkstatt die übrige Dekoration



eine einigermaßen rasche Verwandlungsmöglichkeit. — Seit einigen Jahren erst hilft man sich auch damit, projizierte Dekoration in Verbindung mit gebauter Dekoration zu bringen. Die Verwendung von Projektionen bedeutet nicht nur eine ganz wesentliche Verbilligung der Dekoration, sondern sie garantiert natürlich den überhaupt raschesten Wechsel des Schauplatzes. Eine allgemeine Verwendung der projizierten Dekoration ist aus stilistischen Gründen nur für ganz bestimmte Stücke möglich.

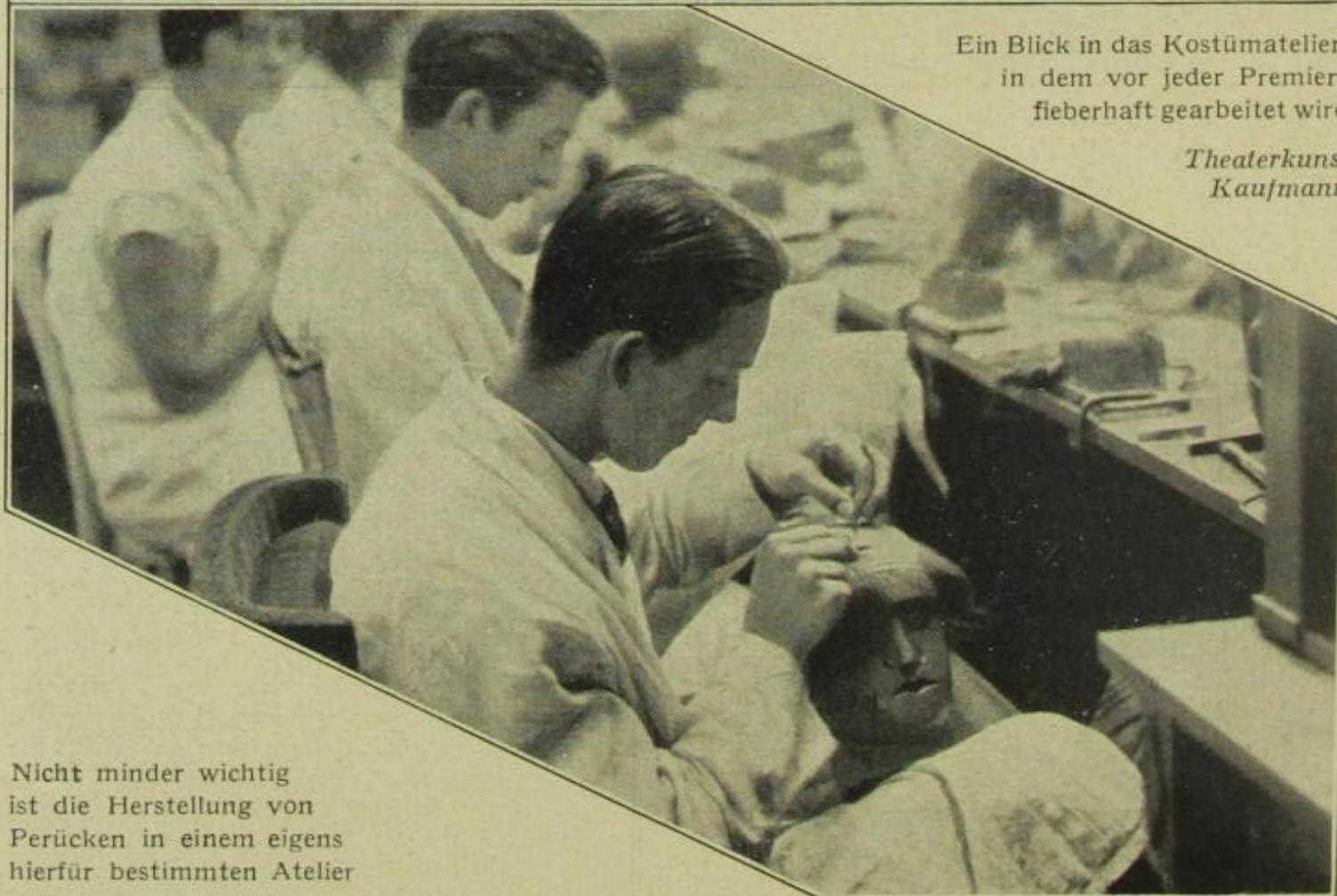
Bei Ausstattungen mit schwierigen Aufbauten fertigt man nach dem Entwurf ein Modell, das ein genaues plastisches Bild in verkleinertem Maße gibt. Die Anfertigung eines Modells hat den Vorzug, daß sich der Regisseur ein getreues Bild von der Dekoration machen kann. Diese Arbeit verhindert dann auch Änderungen, die oftmals noch vorgenommen werden müssen, wenn die Vorstellung des Regisseurs, die er vom Entwurf hatte, nicht ganz dem stehenden Raum entspricht.

An Hand des Entwurfs werden für die Werkstätten Detail-Zeichnungen angefertigt, die den Aufriß einer Wand, Profile, Fenster, Türen, plastische Teile usw. maßstäblich veranschaulichen. Diese Skizzen kommen je nach Materialausführung in die Tischlerei, zum Schlosser oder zum Cacheur. Zu den Obliegenheiten des Ausstatters gehört es dann, die Arbeiten in den Werkstätten zu kontrollieren. Zu diesem Zweck muß der Bühnenbildner auch in der rein handwerklichen Materie der Dekorationsherstellung



Ein Blick in das Kostümatelier,
in dem vor jeder Premiere
fiebrig gearbeitet wird

*Theaterkunst
Kaufmann*



Nicht minder wichtig
ist die Herstellung von
Perücken in einem eigens
hierfür bestimmten Atelier



Kostümschau vor der Generalprobe in der Garderobe

bewandert sein. Von den Werkstätten aus kommt die Dekoration zum Maler, der sich des farbigen Entwurfs als Vorlage bedient. Die Farbe, verbunden mit dem Licht ist entscheidend für die Wirkung des Bildes. Ohne Licht lebt die Farbe nicht, und manche Farbe reagiert auf das Licht ganz anders als sie in ihrer Ursprünglichkeit wirkt. Es ist darum erforderlich, daß sich der Bühnenbildner über die Beleuchtungsstimmung in den einzelnen Bildern schon klar ist, bevor die Arbeit des Dekorationsmalers beginnt. Er muß gewissermaßen mit dem Licht malen können, um die im Atelier noch tot wirkenden Flächen einer Dekoration zu beleben. Die Dekoration ohne Licht ist immer nüchtern, und die Vervollkommnung der Bühnenlichttechnik ist dem Ausstatter der beste Helfer geworden. — Der Aufbau einer Dekoration vollzieht sich bereits während der Proben in Etappen. Bei der ersten sogenannten Arrangierprobe wird der darzustellende Raum mittels irgendwelcher Wände aus dem Fundus der Bühne markiert. Im Verlauf der Probenzeit, der der Bühnenbildner nach Möglichkeit

beiwohnen soll, werden die markierten Teile nach und nach durch die neuangefertigten Dekorationsstücke ergänzt, bis eines Tages die neue Dekoration dasteht. Von diesem Tage an beginnt die eigentliche Probenzeit für den Bühnenbildner. Das Bild wird nach und nach vervollkommen; Möbel werden ausgesucht und aufgestellt, Gardinen ausprobiert, Beleuchtungskörper bestimmt und Re-



Am Tage der Generalprobe: Aus der Skizze ist ein Haus geworden



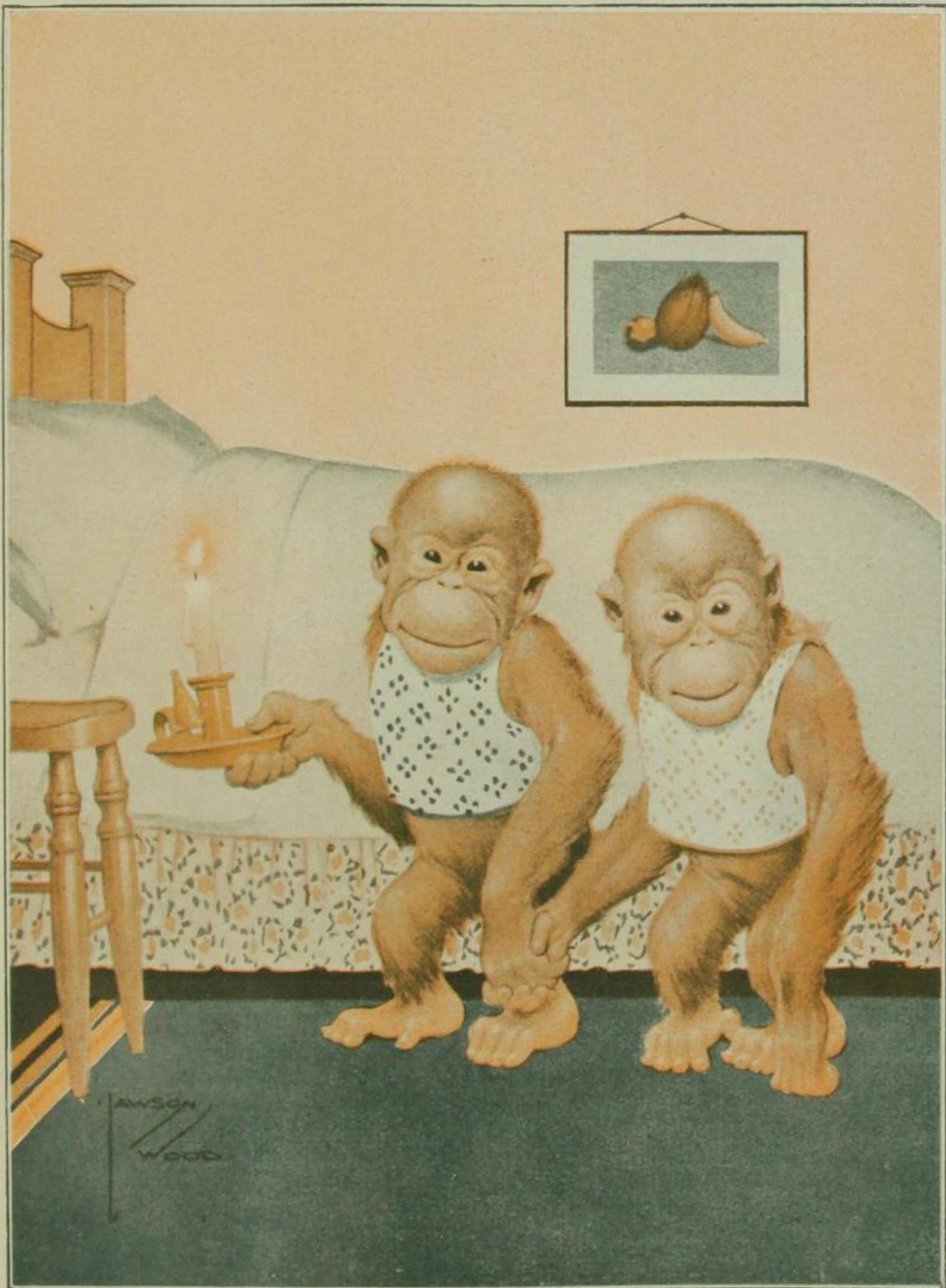
Jeden Augenblick wird etwas anderes aus dem Requisitenraum benötigt

quisiten begutachtet. Oberstes Gesetz aber bleibt stets für den Ausstatter, dem Ganzen zu dienen. Dem Werk des Dichters die adäquate Stimmung zu geben und dem Schauspieler den Raum und das Kostüm zu schaffen, die ihm die Voraussetzung für eine erschöpfende Gestaltung seiner Rolle bieten.



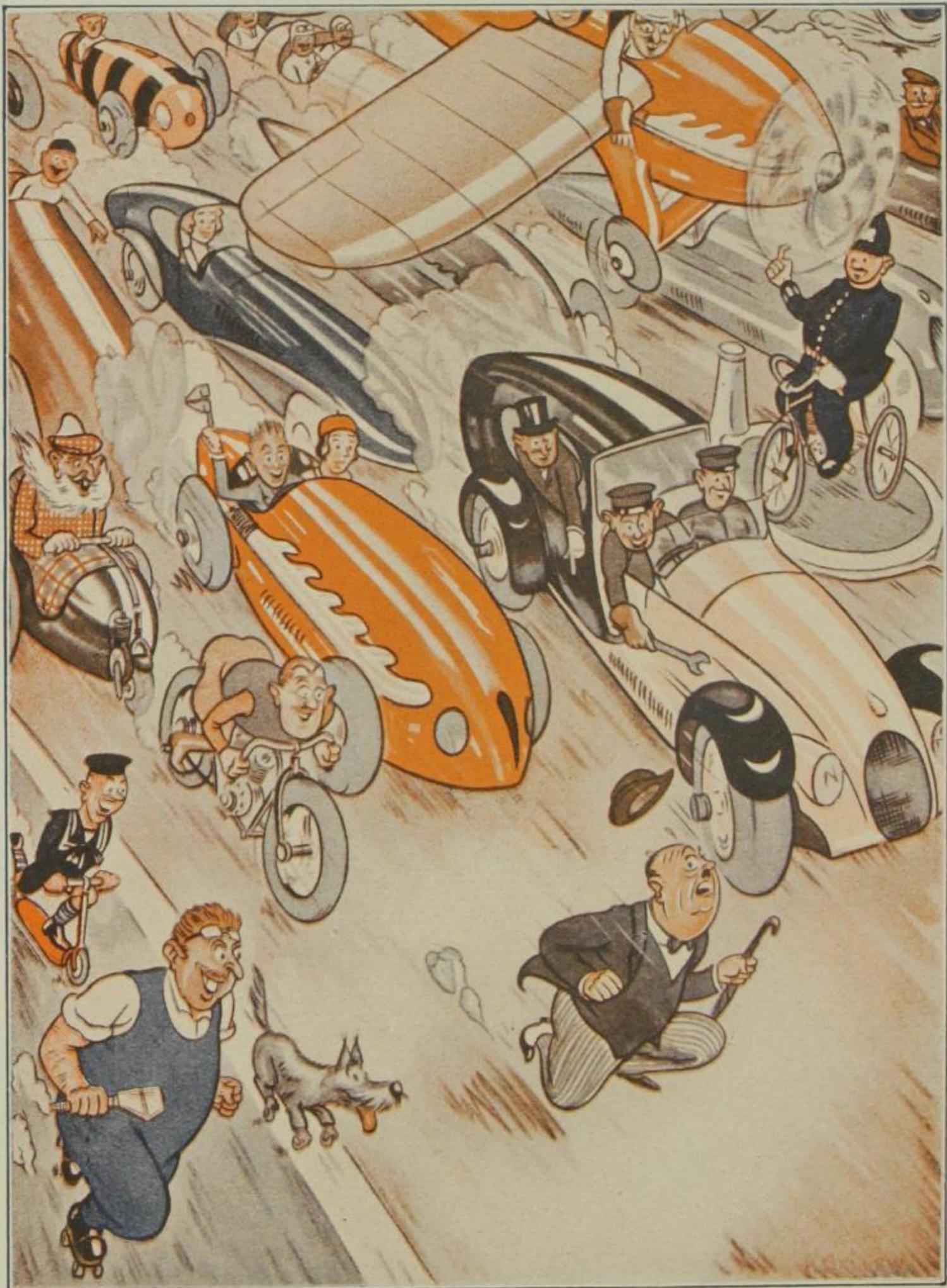
Phot. Gutenberg

Das lebendig gewordene Bühnenbild am Abend der Premiere



Gibt uns keiner einen Gute-Nacht-Kuß?

Zeichnung von Lawson Wood



gez. Patrick Bellew

Der letzte seiner Rasse

Die Zukunftstragödie des Fußgängers

DAS MAGAZIN



Diese Seite fehlt im verfügbaren Exemplar. Wir bemühen uns um Ergänzung.

Nr. 20

April 1926

M. 1.-

DAS MAGAZIN



Diese Seite fehlt im verfügbaren Exemplar. Wir bemühen uns um Ergänzung.

Nr. 20

April 1926

M. 1.-

DAS MAGAZIN



Diese Seite fehlt im verfügbaren Exemplar. Wir bemühen uns um Ergänzung.

Nr. 20

April 1926

M. 1.-

DAS MAGAZIN



Diese Seite fehlt im verfügbaren Exemplar. Wir bemühen uns um Ergänzung.

Nr. 20

April 1926

M. 1.-



gez. E. Study

Astrologe wider Willen



Östliche Sonne

Aufnahme von Burkhard Blohm



D I E P R O B E

Eine Geschichte rund um die Liebe
von Jane Gordon

„Sie sind noch immer glücklich?“

„Unendlich“, antwortete Carnet. Blanche war seine Jugendfreundin, und er hatte vor ihr keine Geheimnisse. Sie wußten beide, daß sie einander vertrauen konnten. Seit einem Jahr erzählte ihr Carnet immer wieder von Peggy. Anscheinend war er in die sehr junge und sehr hübsche Filmschauspielerin so verliebt, daß er von nichts anderem mehr sprechen konnte. Trotz seiner vierzig Jahre war Carnets Einstellung zu Frauen von junglichem Idealismus.

Mitleidig und etwas ironisch sah Blanche ihren Freund an. Sie dachte an die durchtriebene kleine Peggy, die diesen klugen Mann um ihren kleinen Finger wickelte. Carnet sah ihren Blick nicht, denn er saß mit gesenktem Kopf da, in Gedanken an Peggy versunken. Plötzlich richtete er sich auf und sah Blanche in die Augen.

„Ja“, sagte er, als setzte er seine Antwort fort, „ja, ich bin sehr glücklich. Ich hätte nie gedacht, daß einem Mann in meinem Alter noch so ein Glück begegnen kann. Ein so schönes, verführerisches, junges Mädchen! Und sie liebt mich, obwohl ich um vieles älter bin. Es ist fast unglaublich.“

„Das ist gar nicht unglaublich, mein Lieber. Sie haben Minderwertigkeitskomplexe. Sie sind ein kluger, kultivierter Mensch, und die Kleine kann nur von Ihnen lernen. Und außerdem — Sie bieten ihr doch jeden erdenklichen Luxus.“

Carnet sah sie scharf an.

„Sie glauben, daß Peggy berechnend ist? Da irren Sie sich wirklich, Blanche. Ich muß ihr die Geschenke nahezu aufzwingen. Ihre Mutter und ich müssen ihr oft stundenlang zureden, ehe sie sich entschließt, etwas von mir anzunehmen.“

„Wenn Sie so überzeugt sind, daß Peggy uneigennützig ist“, meinte Blanche, „könnten Sie sie ja auf die Probe stellen.“

„Auf was für eine Probe?“ fragte erstaunt Carnet.

„Aber das ist doch sehr einfach. Sie werden Ihr Vermögen verlieren, Sie werden ein ganz armer Teufel sein. Und dann werden wir sehen, was Peggy machen wird.“

Carnet bekam einen roten Kopf und sagte unsicher:

„Sie wird das nicht glauben.“

„Das lassen Sie meine Sorge sein. Aber — Sie fürchten sich anscheinend vor der Probe!“

Carnet überlegte; der Entschluß fiel ihm sichtlich schwer, dann reichte er Blanche die Hand: „Einverstanden.“

„Also abgemacht. Aber Sie müssen streng meinen Anweisungen folgen und dürfen sich nicht verraten. Vor allem müssen Sie gleich auf Ihr Gut fahren und erst übermorgen zurückkommen. Dann können Sie mit Peggy zusammentreffen — falls sie Lust dazu haben wird. Ihr Auto schicken Sie mit dem Chauffeur in die Garage meines Bruders. Es ist doch selbstverständlich, daß Sie als armer Mann kein Auto mehr haben. Alles übrige überlassen Sie mir . . . und besuchen Sie mich nicht, bis Sie als Bettler zurückkommen.“

Carnet fühlte sich nach dieser Unterredung gar nicht wohl. Er machte sich Vorwürfe, nicht aufrichtig gegen Peggy zu handeln und war ärgerlich auf Blanche, die

ihn verleitet hatte, diese Komödie zu spielen. Er wollte sich selbst nicht eingestehen, daß er hauptsächlich deshalb so nervös war, weil er sich davor fürchtete, wie Peggy diese Probe bestehen würde.

Indessen hatte sich Blanche mit Feuereifer an die Arbeit gemacht. Carnet war noch kaum aus dem Haus, als sie schon mit dem Redakteur einer großen Tageszeitung telephonierte.

„Lieber Doktor, Sie müssen mir einen großen Gefallen tun.“

„?“

„Heute stand in allen Zeitungen, daß das Bankhaus Stone zahlungsunfähig. Ich möchte nun, daß Sie morgen, im Zusammenhang mit der Pleite des Bankhauses Stone, eine Notiz bringen, daß in der Londoner Gesellschaft auch vom völligen Zusammenbruch eines Großkapitalisten, Besitzer einer der größten Bildergalerien, Freund einer der schönsten Schauspielerinnen Londons, gesprochen wird.“

„— — —“

„Nein, es werden Ihnen gar keine Unannehmlichkeiten daraus erwachsen. Ganz bestimmt nicht.“

Blanche lächelte etwas boshaft.

Die Notiz hatte den gewünschten Erfolg. Den nächsten Tag wurde der Fall in der Londoner Gesellschaft lebhaft besprochen und hin und her geraten, wer mit der Notiz gemeint sein könnte.

Bei Peggy herrschte diesen Tag von früh an große Aufregung. Carnet kam nicht und als Peggy in seine Wohnung telephonierte, bekam sie die Auskunft, Carnet sei verreist. Peggy war wütend. Carnet war weggefahren ohne sie zu verständigen; das war noch nie vorgekommen. Irgend etwas mußte geschehen sein. Nach längerer Beratung mit ihrer Mutter, wie man etwas über Carnet erfahren könnte, machten sich die beiden Frauen auf den Weg, um eine Verwandte Carnets zu besuchen.

Als sie hinkamen, waren im Salon schon einige Gäste versammelt, darunter auch Blanche, die neugierig die Fortsetzung der von ihr inszenierten Komödie erwartete. Sie mußte nicht einmal das Stichwort geben, da einer der Herren über die Zeitungsnotiz, und wer damit wohl gemeint sein könnte, zu sprechen begann.

„Das wissen Sie nicht?“ fragte Blanche verwundert.

„Ich habe keine Ahnung davon . . .“

„Aber es handelt sich doch um Carnet! Das weiß schon ganz London. Er hat sein ganzes Vermögen verloren.“

Peggys Blick begegnete dem ihrer Mutter. Jetzt war ihnen Carnets Verschwinden begreiflich!

Jemand sagte: „Ein so netter Mensch! Hoffentlich tut er sich nichts an!“

Peggy zuckte ihre zarten Schultern, griff nach einem Sandwich und sagte: „Na, es wäre kein Wunder!“

Blanche beobachtete Peggy mit aufrichtigem Vergnügen. Sie sah klar, daß Peggy nicht einmal der Selbstmord ihres Freundes erschüttert hätte; der verarmte Carnet interessierte die Kleine weiter nicht.

Am nächsten Tag in der Frühe kam Carnet in die Stadt zurück. Er erwartete, Peggy würde ihn anrufen oder zu ihm kommen. Unruhig ging er von einem Zimmer ins andere, die Zeit verging, und Peggy ließ nichts von sich hören. Plötzlich läutete das Telephon. Aufgeregt hob Carnet den Hörer ab. Enttäuscht, fast ärgerlich erkannte er die Stimme Blanches. Sie erklärte ihm die Situation und berichtete über die gestrige Szene. Dann fragte sie:

„Was ist mit Peggy?“

„Sie ist bis jetzt nicht gekommen!“

„Und ich glaube, sie wird auch nicht kommen! Bitte, halten Sie Ihr Versprechen und verraten Sie sich nicht. Falls Sie sich langweilen, kommen Sie abends zu mir.“

Den ganzen Tag wartete Carnet auf eine Nachricht von Peggy. War es möglich, daß Peggy ihm ein Jahr lang eine Komödie vorgespielt hatte? Er wollte es nicht glauben. Aber als er bis zum Abend nichts von seiner Geliebten hörte, begann er zu fürchten, daß seine Freundin Blanche recht hatte.

Gegen seine Gewohnheit stand er am nächsten Tag sehr früh auf. Er war zu nervös, um zu Hause zu bleiben und ging ziellos in den Straßen spazieren. Plötzlich sah er im Strom der Menschen Peggy. Sie hatte sicher nicht erwartet, ihm in dieser Gegend

und zu dieser Stunde zu begegnen; aber es war ihr keiner ei Verlegenheit anzumerken. Mit glänzend gespielter Herzlichkeit kam sie auf ihn zu:

„Ich wollte gerade zu dir gehen. Ich muß nämlich noch heute verreisen.“

Die plumpe Lüge verursachte ihm fast körperlichen Schmerz. Er sah sie ruhig an. In diesem Augenblick war ihm die Frau, die er so unendlich geliebt hatte, fremd geworden. Er fühlte nichts mehr für sie, es interessierte ihn nur, wie weit sie ihr Komödienspiel treiben würde.

Er begann selbst eine Komödie zu spielen und stellte sich, als bemerke er gar nicht, daß sich ihr Verhältnis zu einander geändert hatte. Sie gingen im Hydepark spazieren. Das bereitete ihr wenig Vergnügen. Aber was sollte man tun? Dieses Verhältnis konnte man doch nicht mit zwei Worten lösen. Carnet sprach von dem Unglück, das ihn betroffen hatte und darüber, was er jetzt wohl tun sollte.

„Ich habe in Amerika gute Freunde und könnte mir dort vielleicht eine neue Existenz gründen.“

Und Peggy sagte: „In ein paar Jahren könntest du ja wieder zurückkommen.“

Carnet wurde bleich vor Wut. Das war also alles, was sie ihm zu sagen hatte, dieselbe Frau, die früher verzweifelt weinte, wenn er auf zwei Tage verreisen mußte.

Peggy begann nun von ihren Verwandten zu erzählen, die sie besuchen müsse:

„Ich weiß nicht, wie lange ich dort bleiben werde“, sagte sie. „Bring’ inzwischen deine Angelegenheiten in Ordnung. Ich schreibe dir, bis ich zurück bin.“

Sie eilte nach Hause. So gingen sie auseinander. Diesmal blickte er ihrer schlanken Gestalt nicht mehr nach.

Abends ging Carnet zu Blanche, um ihr über die Begegnung zu berichten.

„Sie wird überhaupt nicht mehr schreiben“, sagte Blanche.

Carnet wollte das nicht glauben. Auf diese Weise konnte Peggy doch nicht das Verhältnis beenden. Er hoffte, sie würde wenigstens, um die Form zu wahren, eine Erklärung für ihr Verhalten geben. Er überschätzte sie noch immer.

Nach einigen Tagen begegnete er ihr auf der Straße. Sie bemühte sich, ihn nicht zu sehen.

Diese letzte bittere Pille heilte ihn endgültig von seiner Liebe. Er wußte, daß er nichts verloren hatte, was er bedauern müßte.

Abends sagte er seiner Freundin Blanche:

„Ich danke Ihnen vielmals! Sie haben mir einen großen Dienst erwiesen.“

„Haben Sie nicht zu viel gelitten?“

„Peggy hat mir das Auseinandergehen sehr erleichtert“, erwiderte Carnet.

„Jetzt, lieber Freund, werden wir aus der Tragödie ein Lustspiel machen“, sagte Blanche. „Sie werden eine große Summe für wohltätige Zwecke spenden, und ich werde es in den Zeitungen erscheinen lassen, damit Peggy es bestimmt erfährt.“

Als drei Tage später Peggys Mutter die Morgenzeitung las, fiel sie ihr fast aus der Hand. Sie reichte sie ihrer Tochter hinüber. Peggy las die Notiz über Carnets Spende, blickte verzweifelt zu ihrer Mutter hinüber und rief aus:

„Er hat mich also betrogen!“

„Ja, betrogen! Wer hätte geahnt, daß er so ein Lügner ist!“ sagte die alte Dame. Und dann schrie sie wütend:

„So ein Lump!“

(Aus dem Englischen von Anna Aurednicek)





Miß Foster

Oben: Modeschau in Bordighera

Wo badet

Im Juni, Juli, August gibt es für jeden Badedurstigen auf der ganzen nördlichen Halbkugel dieser schönen Welt Sonne, Sand und See in Hülle und Fülle, um zu „baden“. Man sagt „baden“ und meint: Wo treffe ich mich mit wem? Wo finde ich das schönste Abenteuer meines Lebens? Wo flirte ich? Wo ruhe ich aus? Und vor allem: Wo bin ich endlich mal nicht zu Haus?

Was wir im Sommer tun, ist uns allen ziemlich klar. Eine Autostunde, oder mehrere, je nach Anspruch und Bedarf an Badegelegenheit und Zubehör, findet sich von jeder Metropole entfernt ein Strand. Berlin hat die Ostsee, Paris Nordsee und Atlantik, New York hat Long Island, Chicago den Michigansee; der Isländer schnallt den Ski ab und springt in seinen Geysir-





man im April?

See von 30 Grad mittlerer Temperatur.

Aber was tut der arme Mitteleuropäer, wenn er es satt hat, in Aprilsümpfen zu waten, sich einen Schnupfen nach dem anderen zu holen? An welches gastliche Gestade flieht er, um dem scheußlichsten aller Monate und der scheußlichsten aller Launen zu entgehen??

Wie rettet sich der „most busy“ New Yorker vor dem landesüblichen Blizzard, der seit Karl Mays Zeiten besonders im April mit wilder Vehemenz um die Ecke braust? Und wohin flieht man aus Chicago, wenn die Aprilstürme die Unterwelt nach oben kehren?

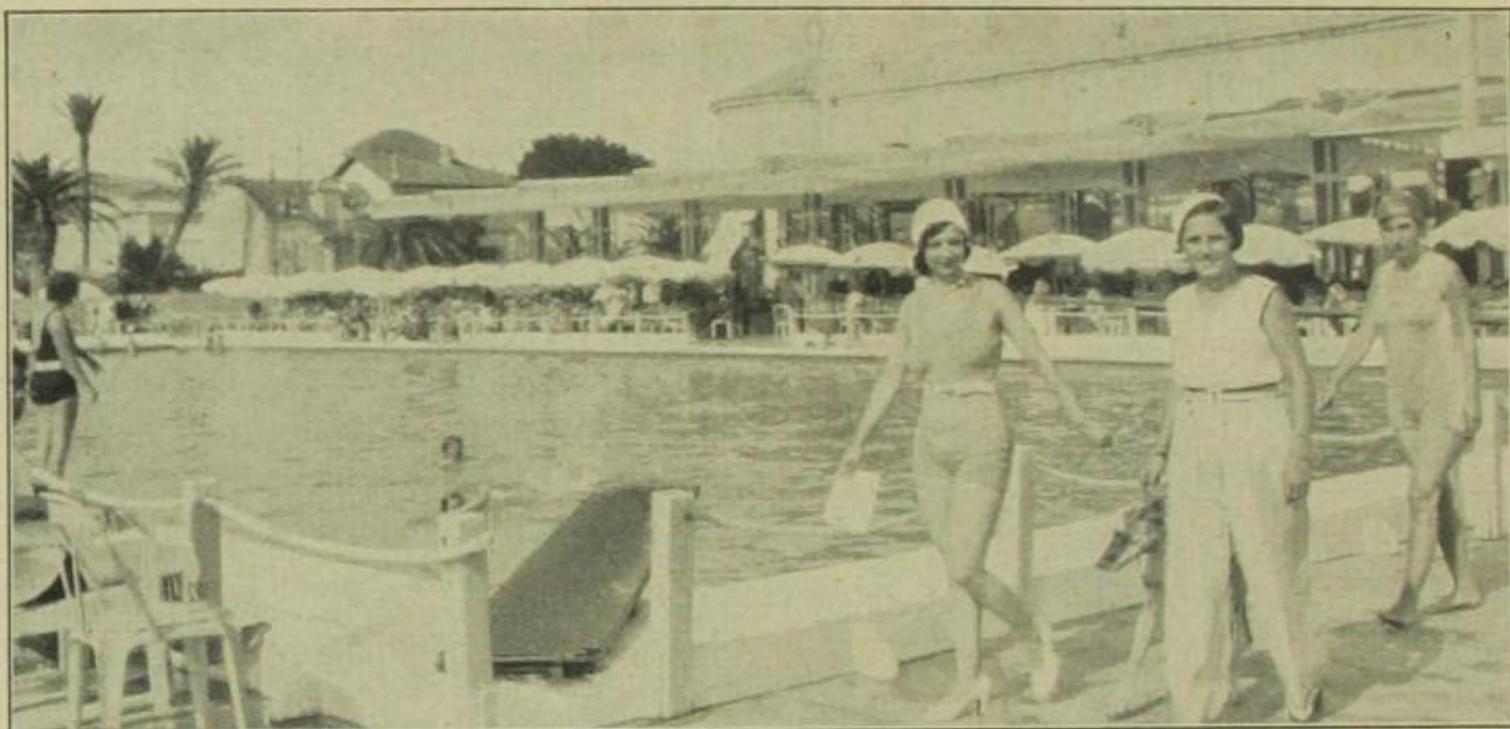
Was tut man überhaupt, wenn man ganz plötzlich eines wetterwendischen Morgens im April aufwacht, mit



Miß Townsend

Unten: Der obllgate Morgendreß in Brioni





C. Delius

Im Strandbad von Miami kann man alle Stars treffen, die einen freien Tag haben

der Sehnsucht nach einer sonnigen, frohen und unbeschwerten Bade-Season im Herzen? Neidvoll müssen wir Europäer auch in diesem Falle feststellen: Amerika, du hast es besser. An beiden Küsten ist dieses Land mit den herrlichsten Badeplätzen gesegnet. An der Ostküste die wundervolle Halbinsel Florida, auf der sich die Amerikaner ein Paradies aus echt importierten Palmen und Wüstensand aufgebaut haben. Die nie versagende Kraft der Sonne, die lauen Wellen des Golf von Mexiko locken auch im April zu Erholung, Flirt und Frohsinn. Um sich in Miami oder Palm Beach

Wasserratte aus Palm Beach





der Yacht „Heliopolis“ des Barons Empain landet in Cannes

Die „Tirannschaft“

Phot. Szentlányi-Bronni

5831



Riesige Schwimmbadanlagen in den Rocky Mountains

zu langweilen, muß man schon ein Künstler im Negieren sein! Eine kleine Dampferreise von Florida entfernt liegt das fashionable Havanna. Und für Verliebte hat der Golf viele kleine, zauberhaft schöne Inseln bereit, wo man keinen Menschen sieht und vor allem von keinem gesehen wird.

Im Westen birgt Amerika ein Kleinod, ein „Land der Sehnsucht“ für uns alle, ein Traum aus ewig blauem Himmel, endlosen weißen weichen Gestaden, wilden Gebirgskämmen, verträumten Seen, ein „Garten Eden“, Kalifornien genannt. Überall und allenthalben wird gebadet, wenn auch noch nirgends ausgesprochene „Season“ ist. Wird's in einem Teil zu kühl, setzt man sich ins Auto und fährt — im Badedreß — am Strand entlang der Sonne nach. Diesem Paradies kann der rauheste April nichts anhaben.

Aber wir Europäer brauchen vor so viel Segnungen nicht erschrecken. So schlecht, daß wir vor Neid zerplatzen müßten, sind wir wiederum nicht bei der Verteilung der Aprilsonne weggekommen. Abgesehen davon, daß wir ja alle mehr oder weniger Weltbürger geworden sind, die nicht davor zurückschrecken, einen kleinen Trip über den Atlantik zu wagen, haben wir es gar nicht nötig, allzusehr in die Ferne zu schweifen. Die französische und italienische Riviera, die eben erst erschlossene dalmatinische



Die vorjährige „Miß Italia“ badet ihre Bullies in Taormina *Phot. E. Biagini*

Küste bieten neben einem wohltemperierten Badestrand alles, was ein aprilmüder Erdenbürger sich nur wünschen kann, von Bogenschießen und Cocktailparty bis zum Hydroplane — Picknicks nicht zu vergessen. Von der Côte d'Azur bis Griechenland scheint eine Sonne, die der kalifornischen wenig nachsteht. Auch Nordafrika dürfen wir nicht vergessen. Ein Sfax oder Gabès läßt sich natürlich nicht einem Nizza, St. Remo, Bordighera oder Brioni an die Seite stellen. Aber wir müßten einmal einen Bäder-Kolumbus hinschicken. Es gibt dort sicher ein Paradies zu entdecken.

SEMIRAMIS *versieht sich*

EINE LÄCHERLICHE GESCHICHTE

VON HEINZ SCHARPF

Professor Diegelman, der bekannte Assyriologe, bewohnte eine herrliche Villa am Englischen Garten. Sein gastliches Haus stand immer Künstlern und interessanten Persönlichkeiten offen, die auch seiner schöngestigen Frau einen angenehmen Verkehr boten.

Auch mich beherbergte einmal ein Diegelmansches Mansardenstübchen einige Zeit und ich freundete mich rasch mit dem liebenswürdigen Ehepaar an. Die Frau war eine reizende Dame, von ebenso mädchenhafter wie exotischer Erscheinung, eigentlich hieß sie Agathe, aber der Professor hatte sie zu Ehren der Königin Sammuramat in Semiramis umgetauft; der Hausherr war ein seelensguter Mensch, wenn er auch oft mitten im Gespräch ins Assyrische wegsank und Ansichtskartengrüße zuweilen in Keilschrift zu schreiben pflegte.

Eines Abends saß ich mit ihm allein am Kamin. Er zeigte mir die neueste Nummer der Revue d'Assyriologie. Darin war sehr fesselnd über die Sitten und Gebräuche der Babylonier berichtet. Ein Abschnitt handelte von dem bösen Blick und von dem Versehen oder Verschauen der Frau, jenem uralten Aberglauben, daß das Kind im frühesten, noch ungeborenen Zustande durch äußere Eindrücke der Mutter zu beeinflussen sei.

„Die Wissenschaft steht diesen Ammenmärchen natürlich skeptisch gegenüber“, erlaubte ich mir zu bemerken.

„Das ist ihr Beruf“, sagte Diegelman, „aber Volksweisheit ist der Wissenschaft meist um eine Nasenlänge voraus. Und gerade an diesem Aberglauben ist mehr als ein Körnchen Wahrheit, davon können Sie überzeugt sein. Ich kenne eine Familie, da ist das Phänomen des Versehens erwiesen.“

„Ei, was Sie sagen?“

„Wenn es Sie interessiert, will ich Ihnen verraten, es ist meine.“

„Wie?“ staunte ich, „Herr Professor belieben zu scherzen.“

„Durchaus nicht!“ Der Gelehrte rückte an seiner Brille. „Hören Sie. Ich heiratete meine Frau vor acht Jahren aus reiner Liebe. Damals war sie siebzehn, nächstens können Sie ihr zu ihrem fünfundzwanzigsten Geburtstag gratulieren. Unsere drei Kinder kennen Sie, die übermütigen Rangen. Und nun passen Sie auf. Da ist Sardanapal, mein Ältester. Er erschien im zweiten Jahre unserer Ehe. Damals wohnte der jugendliche Held des Nationaltheaters, Klingsor, den Alfred Kerr in ein bis vier Strophen als den besten Romeo besang und perkutierte, bei uns. Ich sage Ihnen, von diesem Menschen ging ein hinreißender Zauber aus, dem sich sogar die Männer nicht entziehen konnten. Sehen Sie hier seine Photographie. Das ist er. Nicht wahr, ein schöner, markanter Kopf? Und nun studieren Sie einmal genau das Gesicht und denken Sie nach, ob es Sie nicht an wen erinnert? Finden Sie nicht eine frappante Ähnlichkeit mit meinem Sardanapal heraus?“

„Ja, hm, jawohl, so auf den ersten Blick“, stotterte ich verlegen.

„Ach ja, der gute Klingsor, er war uns ein idealer Freund“, fuhr Diegelman fort. „Meine Frau sah ihn sechzehnmal als Romeo und leider nur vierzehnmal als Don Carlos an. Er machte auf die Sensib'e so chen Eindruck, daß, wie Sie sehen, auch Sardanapal davon nicht unberührt blieb.“



Märchengrotte

Aufnahme eines Kalifornischen Bergsees



„Wa—wahrhaftig!“ lallte ich.

Diegelman ließ mich von meinem Erstaunen nicht erholen, er fuhr fort:

„Dann malte der Maler Schlieffenbach bei uns im Atelier, der nun in England Hofmaler geworden ist und mit dem Viktoriaorden ausgezeichnet wurde. Sein Selbstporträt hängt hier an der Wand. Betrachten Sie es, bitte!“

„Wie?“ Ich war erstaunt. „Existiert am Ende da auch irgendeine Ähnlichkeit?“

„Hier handelt es sich um unsere kleine Ninive, die nach Sardanapal zur Welt kam.“ Der Professor nickte selbstzufrieden. „Sie ist ganz die Mutter. Aber, und das ist noch viel auffallender, durch gewisse Gesten und Bewegungen erinnert sie manchmal so sehr an Schlieffenbach, daß man es nicht übersehen kann. Meine Frau und ich haben das wiederholt beobachtet. Das Kind kann diese Eigentümlichkeiten von ihm nicht abgesehen haben, denn als es geboren wurde, war er schon in London.“

„Merkwürdig, höchst merkwürdig. Unterliegen Herr Professor da wirklich keiner Einbildung?“

Der Assyriologe überhörte meinen Einwurf.

„Und was sagen Sie zu unserem Nesthäkchen, zu Salmanassar?“ rief er geradezu triumphierend. „Das wird Sie wohl überzeugen. Vor zwei Jahren hatten wir den Cellisten Joachimson zu Gast. Ein wilder Beethovenkopf, mit einem gewaltigen roten Haarschopf, der ihn noch dämonischer aussehen ließ. Er stürmte wie ein verrückter Titan durchs Haus, aber wenn er spielte, meinte man die Engel musizieren zu hören. Und das ist der dritte Fall. Denn Salmanassar, unser Kleinster, hat ganz seinen brennenden Haarschopf, obwohl Semiramis und ich schwarz sind. Jetzt sind Sie aber stumm?“

Tatsächlich, mir blieb das letzte „Hm“ in der Kehle stecken. Diese babylonischen Phänomene verschlugen mir die Sprache. Ehe ich einen Laut herauszuhusten imstande war, klopfte mir Diegelman auf die Schulter:

„Mein Bester“, sagte er, „Sie sind Berufssatiriker, schreiben professionell frivol über die Frauen. Ich habe es Ihnen natürlich die ganze Zeit über genau angesehen, was Sie sich dachten. Aber ich kann Ihnen versichern, ein Versehen oder Verschauen im Sinn eines Betrugers liegt da nicht vor. Semiramis und ich leben in einer vorbildlich harmonischen Ehe, wie Sie es wohl selbst zugeben werden. Fehltritte kommen da nicht in Frage.“

„Wo denken Sie hin, Herr Professor.“ Ich entsetzte mich pflichtschuldigst. „So ein Gedanke wäre mir nie gekommen, trotz meiner manchmal verworfenen Phantasie. Ich möchte nur vermuten, daß Sie den Launen eines Zufalls oder einer Suggestion zum Opfer gefallen sind.“

Und dann gab der Gelehrte noch weitere interessante Forschungsergebnisse aus der Geschichte der Assyrer zum Besten, bis seine Frau erschien. Es wurde noch ein sehr netter, angeregter Abend, dem noch viele andere nette, angeregte Abende folgten.

Ich bedauerte es dann aufrichtig, als ich nach einigen Monaten die schöne Villa am Englischen Garten wieder verlassen mußte, da ich ins Ausland abberufen wurde. Unter den Eindrücken einer völlig fremden Umwelt und behaftet mit zeitgemäßem Undank für empfangene Wohltaten, vergaß ich bald das assyrische Ehepaar. Bis ich einmal, von Gewissensbissen aufgerüttelt, eine Karte losließ und mich nach dem Befinden der Diegelmanschen Familie erkundigte.

Wie erstaunte ich, als der Professor mit einem langen Brief antwortete, darin er auch auf unser Gespräch am Kamin zurückkam und auf die Abhandlung in der Revue d'Assyriologie über das Verschauen der Babylonierinnen. Und er überraschte mich mit einem neuen Beweis. „Unser Jüngster“, schrieb er, „Adad, ein äußerst fröhlicher Knabe, hat ganz Ihre blauen Augen und die gebogene Nase, bester Freund. Zweifeln Sie nun noch immer an dem Phänomen des Versehens, Sie ungläubiger Thomas?“

Ich verfaßte daraufhin umgehend einen herzlichen Gratulationsbrief und zweifelte nicht mehr länger an dem Phänomen des Versehens.

Auf den Spuren der Massenmörder

In dem im Orell Füssli-Verlag, Zürich-Leipzig, erschienenen Buche „Mikrobenjäger“ gibt der Amerikaner Paul de Kruif ein lebendiges Bild der Entdeckungsgeschichte des Mikrokosmos und des Lebens der Mikrobeforscher. Die Bilder dieses Beitrages sind dem de Kruif'schen Werke entnommen.



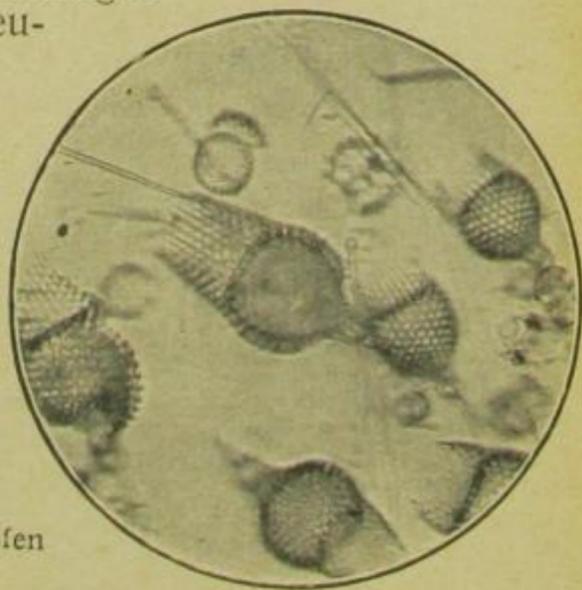
Antoni van Leeuwenhoek
— der Entdecker des unsichtbaren Lebens und —

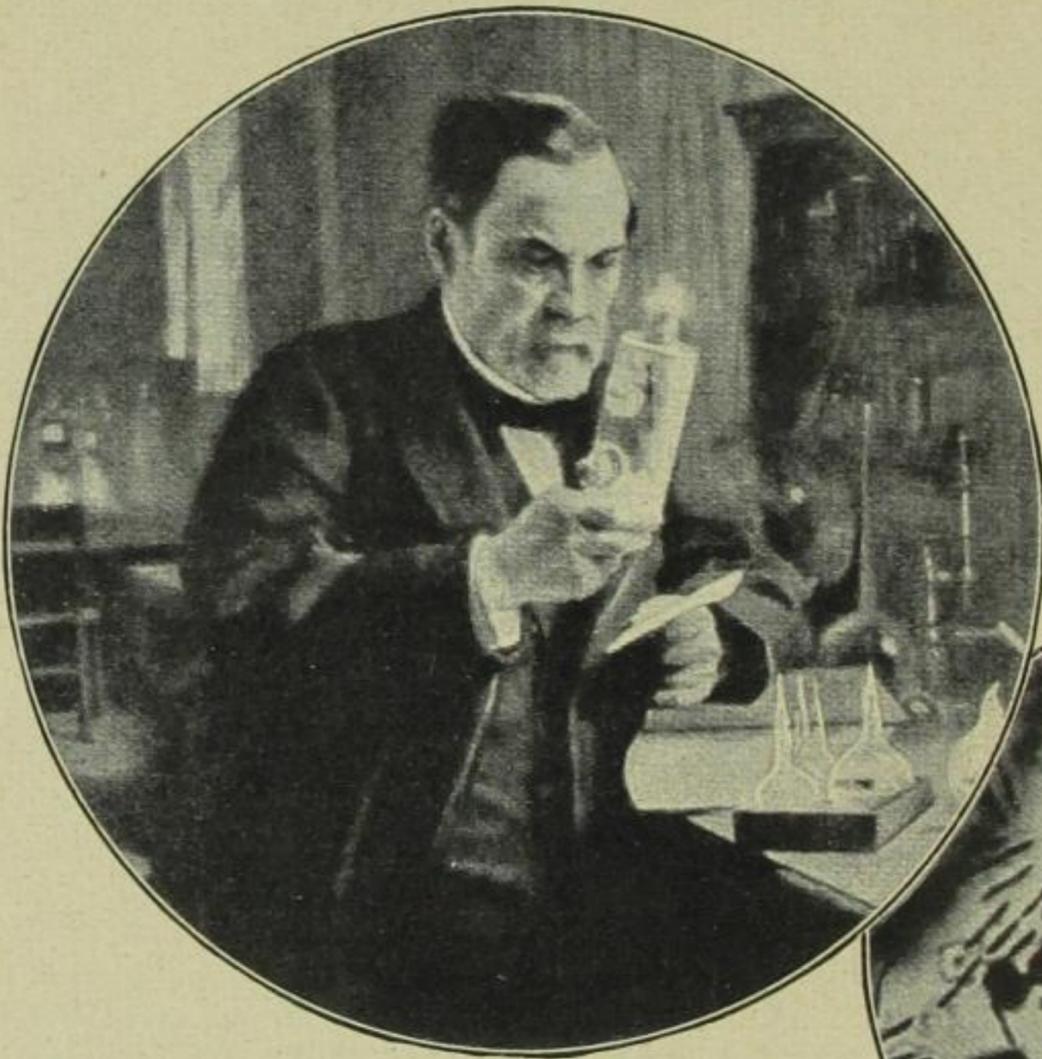
91 Jahre alt, starb, klagten die Gelehrten: „Welch unersetzlicher Verlust: Wer wird jetzt die kleinen Tierchen studieren?“ Aber nur sechs Jahre nach des Holländers Tode erstand 1729 der Welt ein Nachfolger in Lazzaro Spallanzani.

Zu jener Zeit herrschte allgemein die Anschauung, daß Lebewesen durch Urzeugung, also ohne Eltern (z. B. aus Hammelsaft!) geboren werden konnten. Spallanzani war von dem Widersinn dieser Anschauung überzeugt. Wie aber den Gegenbeweis erbringen? Da kam ihm folgender Versuch eines anderen Mannes zugute: In zwei verschiedene Töpfe wurde ein Stück Fleisch gelegt. Der eine

Vor 250 Jahren ahnte die Welt noch nichts von einem Mikrokosmos — bis auf einen, dessen Namen längst vergessen ist: Antoni van Leeuwenhoek. Ein kleiner Krämer in Delft, war der erste Mensch, der entdeckte, daß einen Wassertropfen unzählige, dem Auge unsichtbare Lebewesen bevölkern, er war der erste, der die Kügelchen in unserem Blute, die Kapillargefäße der Fische, die menschlichen Samentierchen gesehen hatte. Mehr als 20 Jahre hatte er in aller Stille und Weltabgeschiedenheit an seinen Linsen gearbeitet, die er bis zu einer solchen Vollkommenheit schliff, wie es vordem und auch ange nachher niemandem gelungen war. Nach jahrelanger, einsamer, unendlich zäher und gewissenhafter Arbeit, um derentwillen er von seiner Familie und seinen Nachbarn als Narr gescholten wurde, galt er neben Isaak Newton als das bedeutendste Mitglied der Londoner Royal Society. Seine Berechnungen, daß ein Tropfen Pfefferwasser — ein Zufall hatte ihn im Pfeffer ein Mittel finden lassen, in dem die Mikroben wunderbar gediehen — über 2700000 Tierchen beherbergt, halten den kompliziertesten modernen Berechnungen stand. Als Leeuwenhoek,

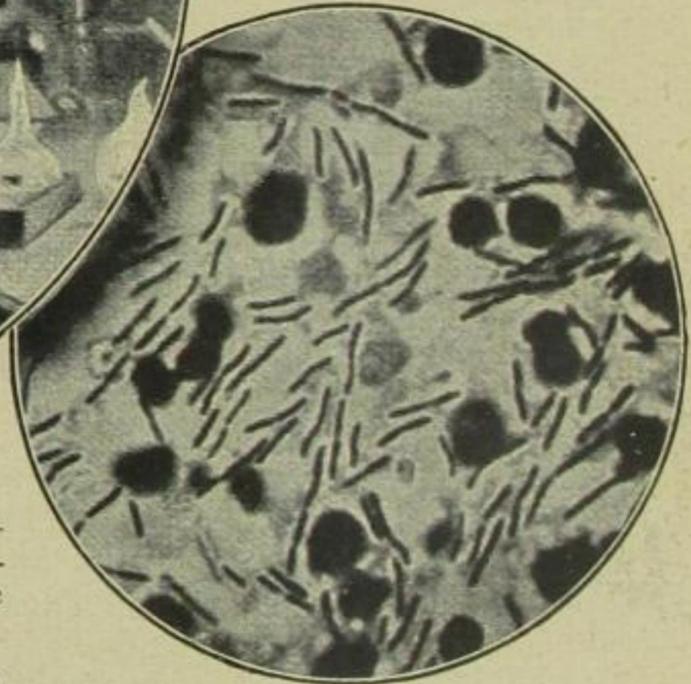
des Wunders
im Wassertropfen





Louis Pasteur.

der Detektiv unter den Mikrobenjägern, deckte die mörderische Tätigkeit der unsichtbaren Lebewesen auf und mobilisierte mit Erfolg Mikroben zum Kampf gegen die Mikrobe



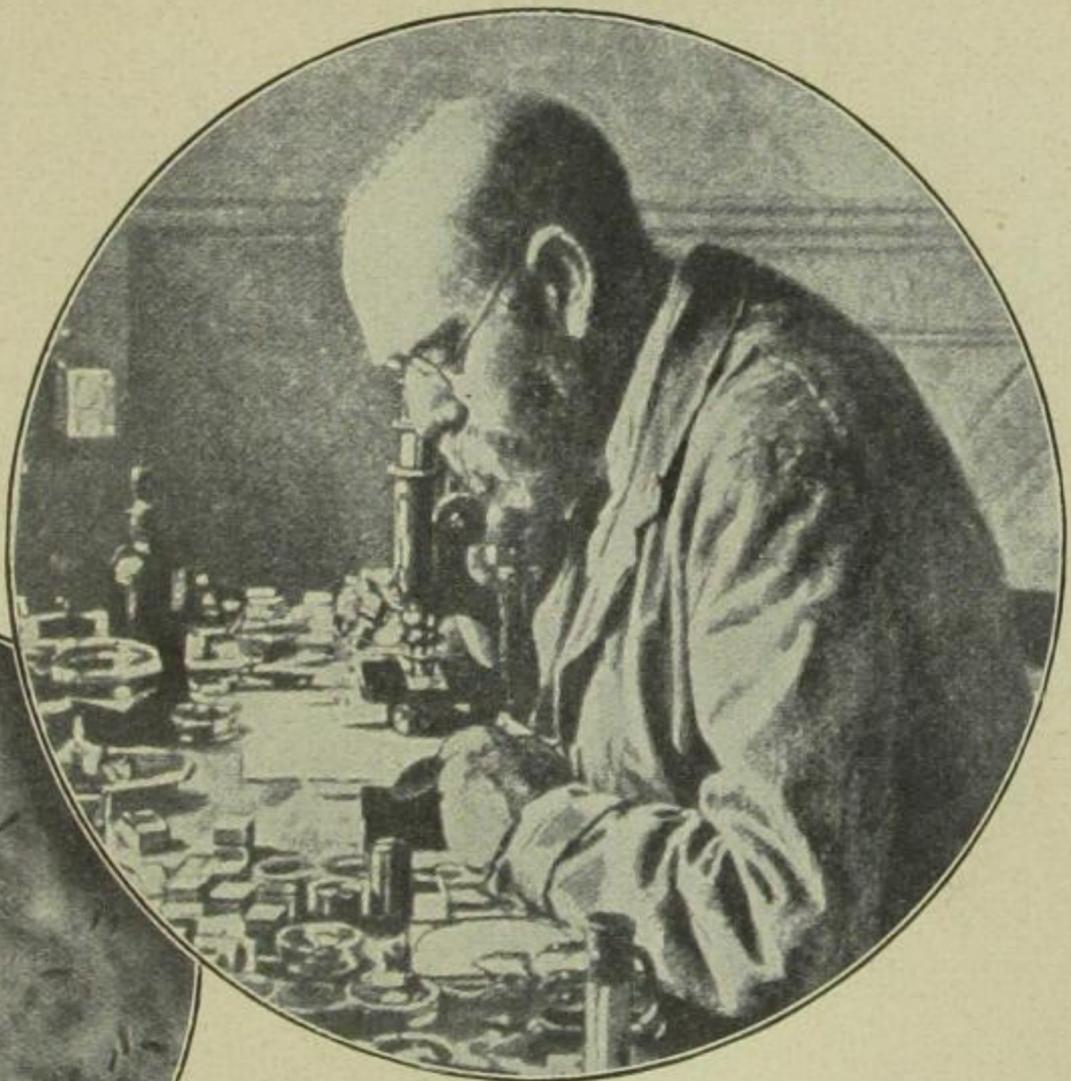
Topf wurde offengelassen, der andere mit einem dichten Schleier verdeckt. Bald wimmelte es in dem offenen Gefäß, zu dem allerhand Fliegen Zutritt hatten, von winzigen Lebewesen, während das zugedeckte frei von ihnen blieb. Nun begann Spallanzani den öffentlichen Kampf gegen die Urzeugung, aus dem er auf

Grund seiner besonders scharfsinnig erdachten Versuche als unumstrittener Sieger hervorging.

Einmal auf der Spur der winzigsten aller Lebewesen, forschte Spallanzani ihren Lebensgewohnheiten nach und wies nach, daß sich diese Tierchen durch Spaltung vermehren. Man stelle sich vor: Zum ersten Male ist ein Mensch vor die Aufgabe gestellt, mit den denkbar primitivsten Hilfsmitteln eine einzige Mikrobe aus einem Haufen sich dauernd in Bewegung befindlicher, ein Tausendstel Millimeter kleiner Lebewesen zu isolieren. Spallanzanis Lösung ist so einfach, daß man sie genial nennen möchte. Neben einen von Mikroben wimmelnden Tropfen setzt er einen zweiten, völlig keimfreien, zieht von einem zum anderen einen feinen Kanal, auf den er sein Mikroskop einstellt. Das erste Tierchen, das in den Kanal gerät, zieht er mit einer Nadel in den keimfreien Tropfen, Alles übrige wischt er schnell mit einem Bürstchen fort. Das Wunder ist gelungen ein einziges Tierchen schwimmt einsam auf dem Tropfen wie über dem Abgrund des Meeres. Es vergeht keine Viertelstunde, da beginnt sich dieses Tierchen in der Mitte zu verdünnen, so lange bis es in zwei Teile zerfällt, in zwei der ersten Mikrobe ganz gleiche Lebewesen.

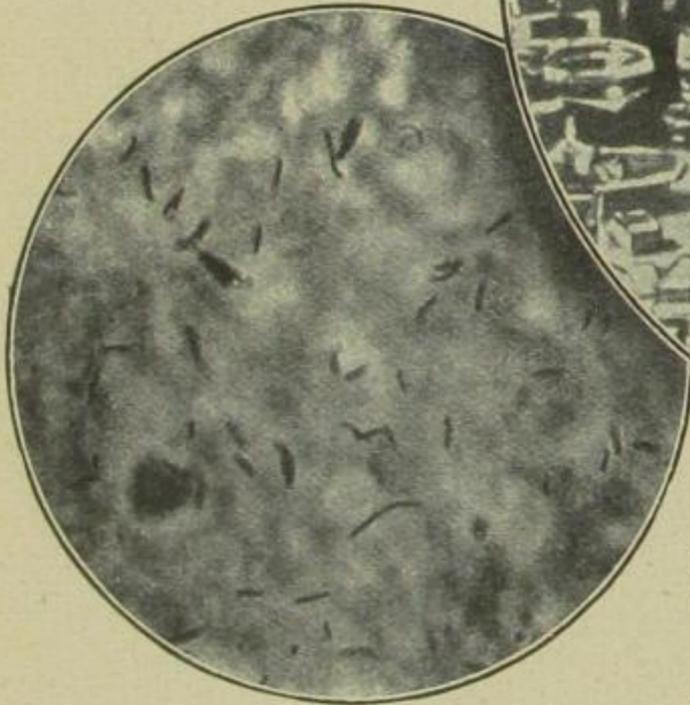
Soweit waren die Menschen den Mikroben bereits auf die Spur gekommen, ohne daß jemand den Gedanken gefaßt hätte, daß diese winzigen Lebewesen die Hauptursache für die großen, verheerenden Massensterben der Menschheit sein könnten. Mit Louis Pasteur beginnt dieses bedeutungsvolle Kapitel der Mikrobenforschung. Durch seine mikroskopischen Versuche an Hefestäbchen erkannte Pasteur, daß winzige Lebewesen die Ursache jeder Gärung sind. Die größte Autorität auf dem Gebiete der Chemie, Liebig, mußte ihm in dem Kampf um diese Frage weichen. In der Folgezeit erwarb sich Pasteur unendliche Verdienste um die Zucker-, Essig-, Wein- und Bierindustrie Frankreichs. Auch rettete er die Seidenzucht seines Landes vor dem sicheren Untergange. Hier wurde zum ersten Male in der Geschichte der Menschheit eine bestimmte Krankheit einem bestimmten mikroskopisch kleinem Lebewesen zugeschrieben. Nachdem Pasteur der Welt eine panische Furcht vor diesen völlig unsichtbaren Dämonen eingejagt hatte, aber nicht ohne die Befreiung vor diesen

Schrecken durch die Wissenschaft vorausgesagt zu haben, fand er nach unendlichen Mühen als erster das rettende Serum. Er machte dadurch aus der noch völlig im Dunkeln tappenden Medizin mit einem Schlage eine wirkliche Heilkunde. Ein Zufall kam ihm dabei zu Hilfe. Er bemerkte, wie in eine gefährliche Mikro-



Robert Koch

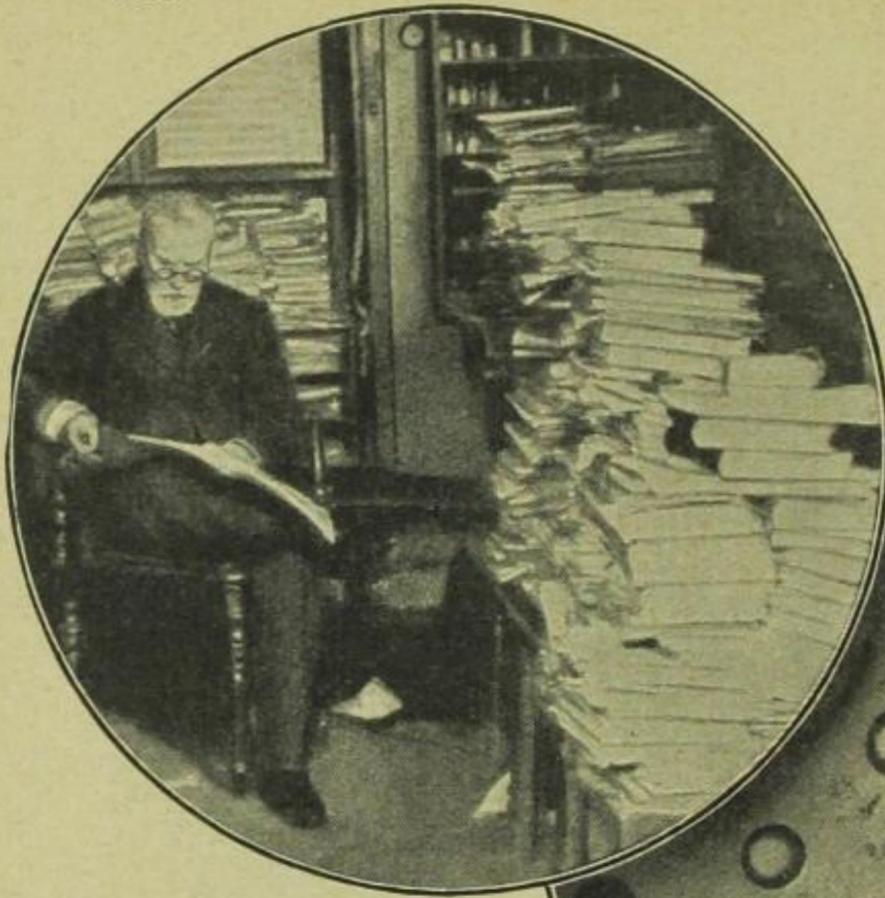
der Vater der Bakteriologie, schuf ihr eine sichere Arbeitsmethode und lockte den winzigen Mörder jedes siebenten Menschen, den Tuberkel, aus seinen Schlupfwinkeln



ben enthaltende Retorte andere Mikroben aus der Luft eindringen und die Bewohner der Retorte auffraßen. Sofort zog er daraus den Schluß: „Wenn die harmlosen Tierchen aus der Luft die gefährlichen in der Retorte ausrotten können, warum sollten sie es nicht auch im lebenden Körper können?“ An zwei an Milzbrand erkrankten und wie durch ein Wunder wieder gesunden Kühen fand er die Lösung, die er suchte. Er injizierte den Kühen dieselbe Krankheit nochmals künstlich und entdeckte, daß sie „immun“ gegen sie waren. Wieso aber konnte er alles Vieh durch einen schwachen Anfall des Milzbrandes für alle Zeiten immun gegen diese Seuche machen? Bei Versuchen mit Bazillen der Hühnercholera machte Pasteur die Beobachtung, daß Hühner, die von einer eingetrockneten Kultur dieser Bazillen fraßen, gesund und gegen die Cholera immun blieben, während alle, deren Nahrung Mikroben einer frischen Kultur beigemischt waren, starben. Kaum hatte Pasteur sich durch eine Reihe von Versuchen von der Richtigkeit der Methode, alte Reinkulturen zur Immunisierung zu verwenden, überzeugt, machte er das gleiche Experiment mit dem Milzbrand. Er hatte den Mut, kurz darauf öffentlich an fünfzig Schafen und Rindern zu beweisen, was er an einigen Versuchstieren des Laboratoriums erprobt hatte. Die Verwechslung eines einzigen Fläschchens hätte genügt, ihn in den Augen der ganzen Welt als Scharlatan erscheinen zu lassen. Trotz der überhasteten Vorbereitungen gelang das Experiment zur vollsten Zufriedenheit aller.

In der Folgezeit verwandelte Pasteur sein kleines Laboratorium in eine Impfstofffabrik. Die Arbeit mit viel zu wenigen Hilfskräften und unzulänglichen Mitteln brachte natürlich die furchtbarsten Rückschläge mit sich, die seinem großen Kollegen, Robert Koch, Anlaß zu einem Verdammungsurteil auf der ganzen Linie waren.

Noch einmal lenkte Pasteur das Augenmerk der ganzen Welt auf sich als er mit seinem Serum gegen die Tollwut Tausende von Menschen und Tieren dem Leben wiedergab. So sehr sich Pasteur auch bemühte, konnte er doch keine Mikrobe der Tollwut entdecken. Vergeblich setzte er sich Tag für Tag der Gefahr aus, von tollen Hunden gebissen zu werden. Da das Gift der Krankheit sich in Hirn und Rücken-



Paul Ehrlich,
der Bekämpfer der Syphilis

spritzte ihm zerriebene Rückenmarksubstanz eines kranken Hundes ins Hirn. Selbstverständlich wurde der Hund nach einigen Tagen toll. Wie aber

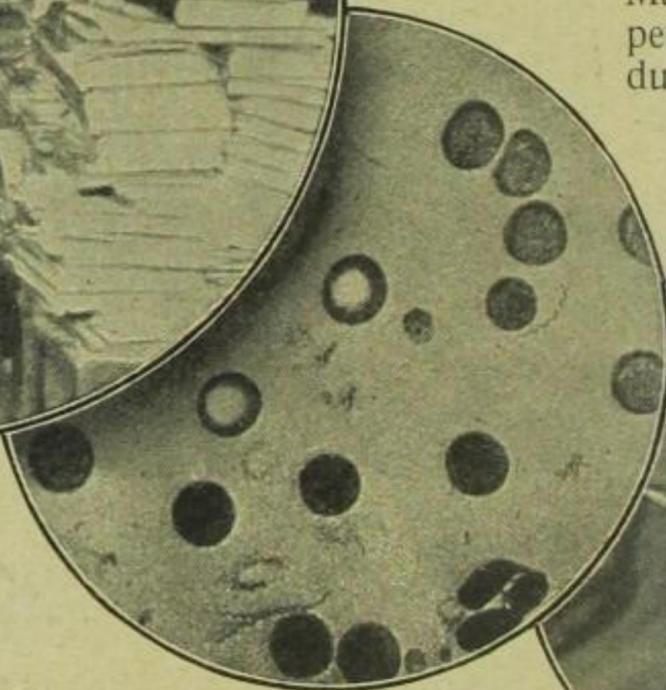
sollte man den Giftstoff im Hirn so weit zähmen, daß er, einem anderen Tiere injiziert, nur zu einem leichten Krankheitsanfall führte? Fast wären alle Bemühungen an diesem Problem gescheitert, hätte Pasteur nicht bei einem dieser Versuche vierzehn Tage alte Rückenmarksubstanz verwendet. Das damit behandelte Tier starb wider alles Erwarten nicht. Noch dreizehnmal wiederholte Pasteur das gleiche Verfahren, nur nahm er jedesmal eine um einen Tag jüngere Substanz. Endlich erwies sich der Hund auch gegen die tödlichste Dosis immun. Ein dem Tode geweihtes Kind war der erste Mensch, der geimpft wurde. Es genas. Da strömten von der ganzen Welt Tollwutgebissene zu Pasteur. Ja selbst von neunzehn russischen Bauern aus Smolensk gelang es ihm, noch sechzehn zu retten. Der Zar stiftete Pasteur 100000 Franken, mit denen der Forscher das nach ihm benannte, weltberühmt gewordene Institut gründete. Seit seinem vierzigsten Jahre durch einen Schlagfluß halb-gelähmt, hatte Pasteur ein noch über dreißigjähriges Leben unausgesetzter, intensivster geistiger und körperlicher Arbeit geführt bis zum letzten Atemzug durchglüht von dem einzigen Streben, der Menschheit ein Helfer zu sein.

Kaum jemals haben zwei so grundverschieden veranlagte Menschen auf ein und demselben Gebiete gleich Weltbewegendes geleistet wie der Franzose Louis Pasteur und der Deutsche Robert Koch. Der eine, eine vor Leidenschaft glühende Künstler-natur, der andere geradezu die lebendig gewordene Verobjektivierung des Wissen-schaftlers. Der eine brennend vor Ehrgeiz, sich nicht scheuend, der Mitwelt die eigene Größe zu verkünden, der andere die Bescheidenheit selbst, ständig bemüht, jedes Ver-dienst von der Hand zu weisen. Und doch beide Sucher auf dem Pfade der Wahrheit.

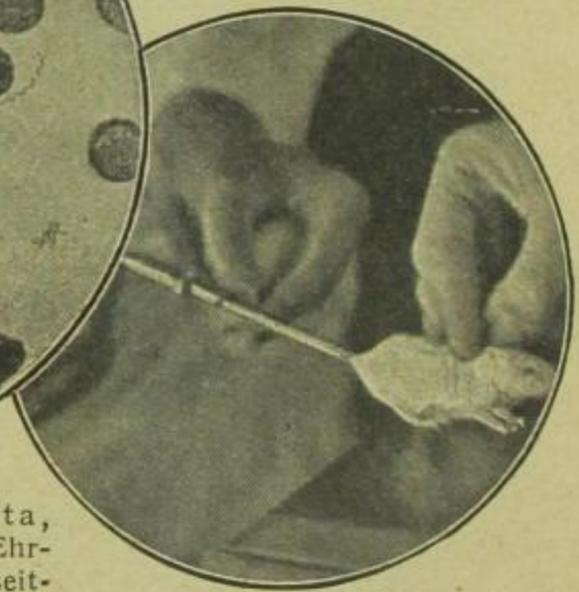
Ohne jede fremde Hilfe hatte Koch seine epochalen Entdeckungen gemacht. Er verfügte als Landarzt nicht einmal über eine Spritze, mit der er seinen Versuchs-tieren hätte Bazillen injizieren können. Während er Rezepte gegen Rheuma ver-schrieb und gebrochene Beine recht und schlecht heilte, war er Sklave eines einzigen Gedankens: „Wie kann ich die $\frac{1}{10000}$ mm langen Milzbrandbazillen so separieren, daß ich nur sie allein beobachten kann?“ In einer glücklichen Stunde kam er auf

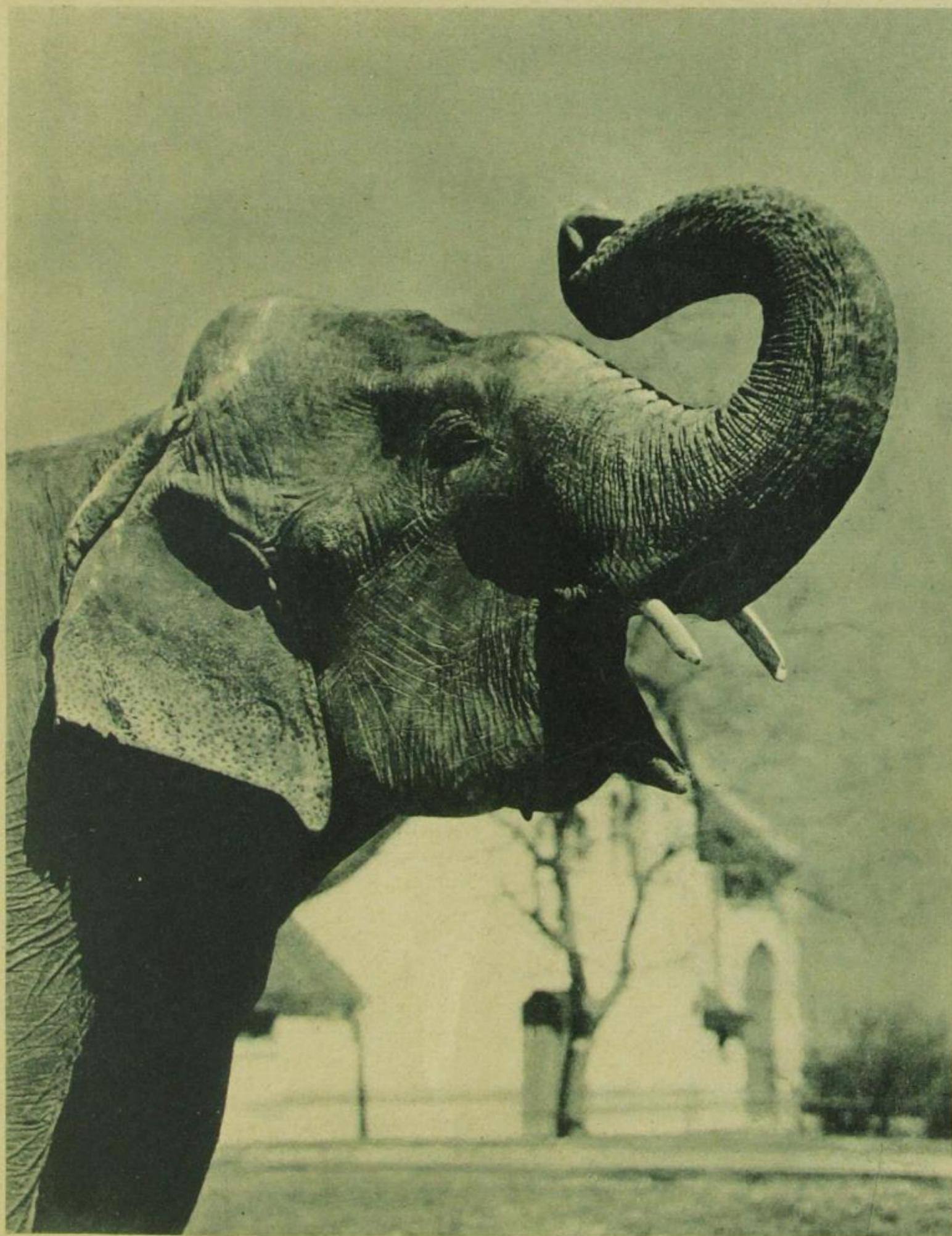
(Fortsetzung auf Seite 5862)

mark der Tiere festsetzte, blieb nur ein einziger Weg zur künstlichen Züchtung dieses Giftes und zwar im Gehirn der Tiere selbst. Vor diesem Mittel aber schreckte Pasteur zurück. Vielleicht hätte die Welt auch heute noch kein Gegengift gegen diese furchtbare Krankheit, hätte nicht einer von Pasteurs Assistenten, Roux, den Mut zu folgendem Experiment besessen. Er durchbohrte die Schädeldecke eines gesunden Hundes und



Ehrlichs Assistent, der Japaner Hata,
spritzt einer weißen Maus das von Ehrlich
erfundene Salvarsan ein, daß seit-
her bereits Millionen Heilung brachte





Jumbo wartet auf Zucker

Porträtaufnahme aus dem Zoo von Karl Schwerdtfeger



Josef Leitzl

Agfa-Chromo-Isorapid

Dorfklatsch



Hermann Ebel

Gänseliesl

DAS MAGAZIN



Diese Seite fehlt im verfügbaren Exemplar. Wir bemühen uns um Ergänzung.

Nr. 20

April 1926

M. 1.-

DAS MAGAZIN



Diese Seite fehlt im verfügbaren Exemplar. Wir bemühen uns um Ergänzung.

Nr. 20

April 1926

M. 1.-

DAS MAGAZIN



Diese Seite fehlt im verfügbaren Exemplar. Wir bemühen uns um Ergänzung.

Nr. 20

April 1926

M. 1.-

DAS MAGAZIN



Diese Seite fehlt im verfügbaren Exemplar. Wir bemühen uns um Ergänzung.

Nr. 20

April 1926

M. 1.-



w a r m e T a g

D i a n a

Aufnahme einer Sportstudentin von Dr. Blum



Phot. L. Jonas & Co.

Wolkenkratzer

Die Anfängerin

Eine moderne Geschichte von E. Meschtynski

Sie trat ins Zimmer des Redakteurs und blieb an der Schwelle stehen. Sie errötete.

„Womit kann ich Ihnen dienen?“

Sie blickte verlegen auf den gutaussehenden Mann, der sich erhob und am Schreibtisch stehen blieb — und errötete noch heftiger.

„Ich bin . . . eine Schriftstellerin . . . eine Anfängerin.“

„Ach so. Sie haben Ihre Arbeiten wohl gleich mitgebracht?“

„Nein . . . das heißt . . . ja . . .“

„Bitte, nehmen Sie Platz.“

Sie setzte sich ohne aufzusehen.

„Ist von Ihnen schon etwas gedruckt worden?“

„Jawohl . . . oder eigentlich . . . nein.“

„?“

„In einer Frauenzeitschrift . . . Aber das zählt wohl nicht mit.“

„Warum denn nicht?“

„So ein kleines Blättchen . . . Es war etwas über Gardinen.“

„Gardinen?“

„Ja, ich gab ein paar Ratschläge, wie man Gardinen aufstecken soll.“

„Ach so. — Zeigen Sie mir also bitte, was Sie da haben.“

„Aber — ich bin so schüchtern — ich schäme mich so schrecklich.“

Ihre Verlegenheit und Verwirrung rührten ihn. Er stellte übrigens fest, daß sie ungewöhnlich hübsch war. Er sagte daher gütig:

„Sie brauchen gar keine Angst zu haben, mein liebes Kind. Jeder von uns hat einmal die ersten unsicheren Schritte getan, jeder brachte einmal seine ‚Erstlinge‘ zum erfahrenen Kollegen. Also beruhigen Sie sich, bitte!“

„Sie sind so gut zu mir!“

„Ich stehe also zu Ihrer Verfügung. Ich habe gerade eine halbe Stunde Zeit. Wir wollen die Sachen gemeinsam durchlesen.“

Sie nahm ein paar Zettel aus der Tasche und reichte sie ihm zögernd hin.

„Vielleicht würden Sie das lieber allein lesen“, bat sie leise, „ich setze mich solange wenn Sie erlauben, da hinten in die Ecke. Ich bin wirklich so schüchtern . . .“

*

„. . . Harry riß sich von ihr los, doch nur für eine Sekunde“ — las er — „dann warf er sich mit einem Tigersprung auf sie und grub seine hungrigen, heißverlangenden Lippen in ihren weichen, willigen Frauenmund. Auch sie durstete nach seinen Küssen! Alles um sie drehte sich in einem rasenden Wirbel. Sie glaubten in einen glutroten Abgrund zu stürzen, in das ewige Reich der ungestillten Sinnengier. Mit einem durchdringenden Wollustschrei umklammerte sie ihn mit ihren Armen. Sie warfen die Lampe um . . .“

*

Er unterbrach die Lektüre, nahm die Hornbrille ab und sah seine Besucherin leicht betäubt an. Dann fragte er:

„Verzeihen Sie bitte: Warum warfen sie die Lampe um?“

„Weil sie auf den persischen Diwan fielen“, antwortete sie schlicht.

„Ach so! Ich verstehe.“

„Das kommt jetzt gleich. Sie sind noch nicht so weit.“

*

„... Sie warfen die Lampe um“ — las er weiter — „und fielen auf den niedrigen persischen Diwan. Im Zimmer herrschte tiefe Dunkelheit, nur vorüberfahrende Autos warfen von Zeit zu Zeit etwas Licht auf Decke und Wände. Man hörte nur ihr rasches Atmen. Sie verschlangen einander mit wilden Küssen, wie zwei Menschenfresser.“

*

Er wurde ein wenig verlegen. Er räusperte sich.

„Sehr suggestiv geschrieben. Sehr. Apropos: Menschenfresser, ich wußte gar nicht, daß das Küssen dort so beliebt ist.“

Sie sah ihn mit großen blauen Augen an. Den Augen eines Kindes.

„Mein Vetter, der Marineoffizier, erzählte mir, daß die Menschenfresser auf den Pacific-Inseln wahnsinnig leidenschaftlich sind.“

„Was Sie nicht sagen?“

„Jawohl! Niki erzählte mir, daß sie ihr ganzes Leben lang eigentlich nichts anderes tun.“

„Niki?“

„Ja, mein Vetter, der Marineoffizier!“

„So. Sehr interessant — wirklich — also ihr ganzes Leben lang, meinte Ihr Vetter, tun die Menschenfresser nichts anderes als ...“

Sie lächelte unschuldsvoll.

„Ja, nur das eben ...“

„Tüchtige Menschen.“

Er blickte nachdenklich vor sich hin. Dann faltete er das Manuskript zusammen.

„Hätten Sie zufällig vielleicht noch etwas anderes da, meine Gnädigste?“

Sie kramte in ihrem Täschchen.

„Jawohl. Bitte sehr.“

Er blickte mißtrauisch auf den Titel.

„Johannisfeuer? Etwas Ländliches?“

„Jawohl.“

Er atmete erleichtert auf

*

„... Wandas nackte Beine“ — las er — „schimmerten im feuchten Farnkraut, das mit verschwenderischer Pracht die Waldwiese bedeckte. Sie lief wie eine Hindin, biegsam und schlank, und schrie ihre brünstige Liebe in die Nacht hinaus. Plötzlich stand Ivo vor ihr, schön und stark wie ein junger Eichenstamm. — Mein bist du! — rief er glückberauscht und griff nach ihr. — Dein bin ich — jauchzte sie und fiel in seine stahlharten Arme... Die Johannisfeuer glühten und sprühten wie Irrlichter über dem jungen, liebestrunkenen Paar... Und so erfüllte sich die urewige Mythe von der heidnischen Johannisnacht — Sie gab sich ihm hin wie eine ranke Tanne, bereit, den vernichtenden Schlag des Holzfällers zu empfangen, und er fiel auf sie nieder, wie eine mächtige Kelle, die alles zerschmettert — —“

*

„Meine Gnädigste“ — sagte er nachdenklich, vorsichtig die Worte wählend — „die zweite Arbeit ist zwar auch reizend, doch ich habe da einige Bedenken.“

„Wieso?“

„Ja, Sie bringen da ein sehr interessantes Bild. Sie vergleichen die Wanda mit einer jungen Tanne —“

„Na und ...?“

DAS MAGAZIN



Diese Seite fehlt im verfügbaren Exemplar. Wir bemühen uns um Ergänzung.

Nr. 20

April 1926

M. 1.-

DAS MAGAZIN



Diese Seite fehlt im verfügbaren Exemplar. Wir bemühen uns um Ergänzung.

Nr. 20

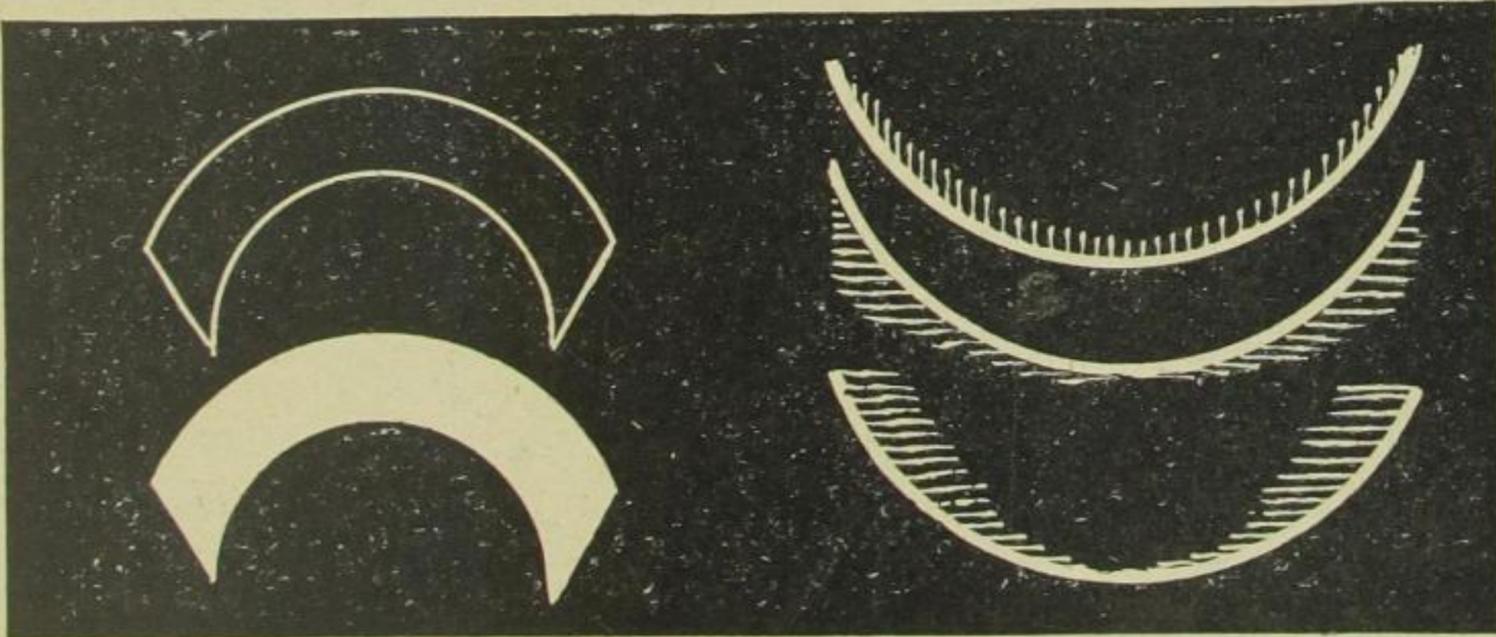
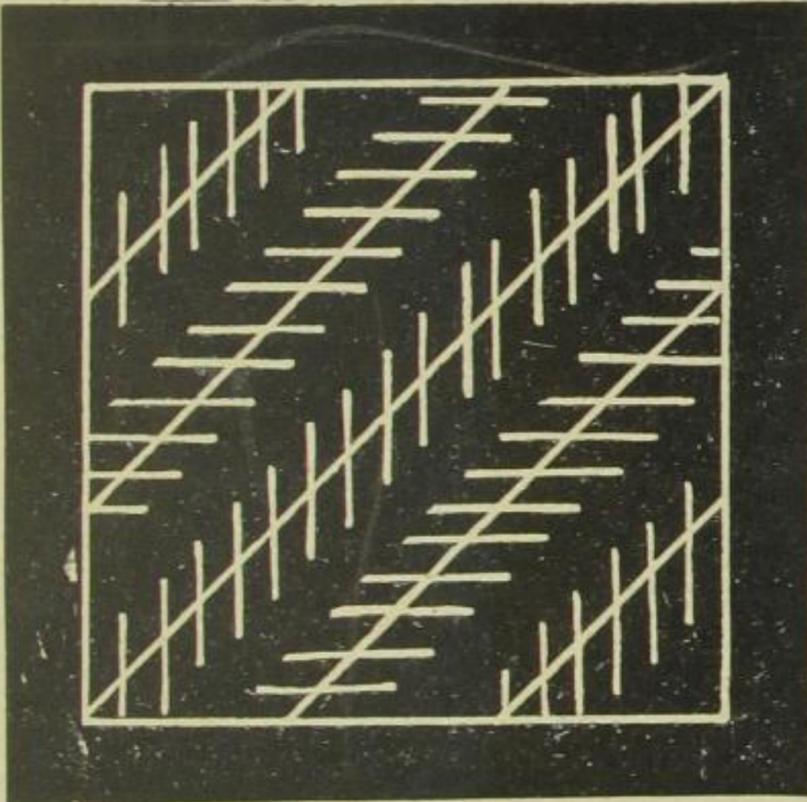
April 1926

M. 1.-

Das betrogene Auge

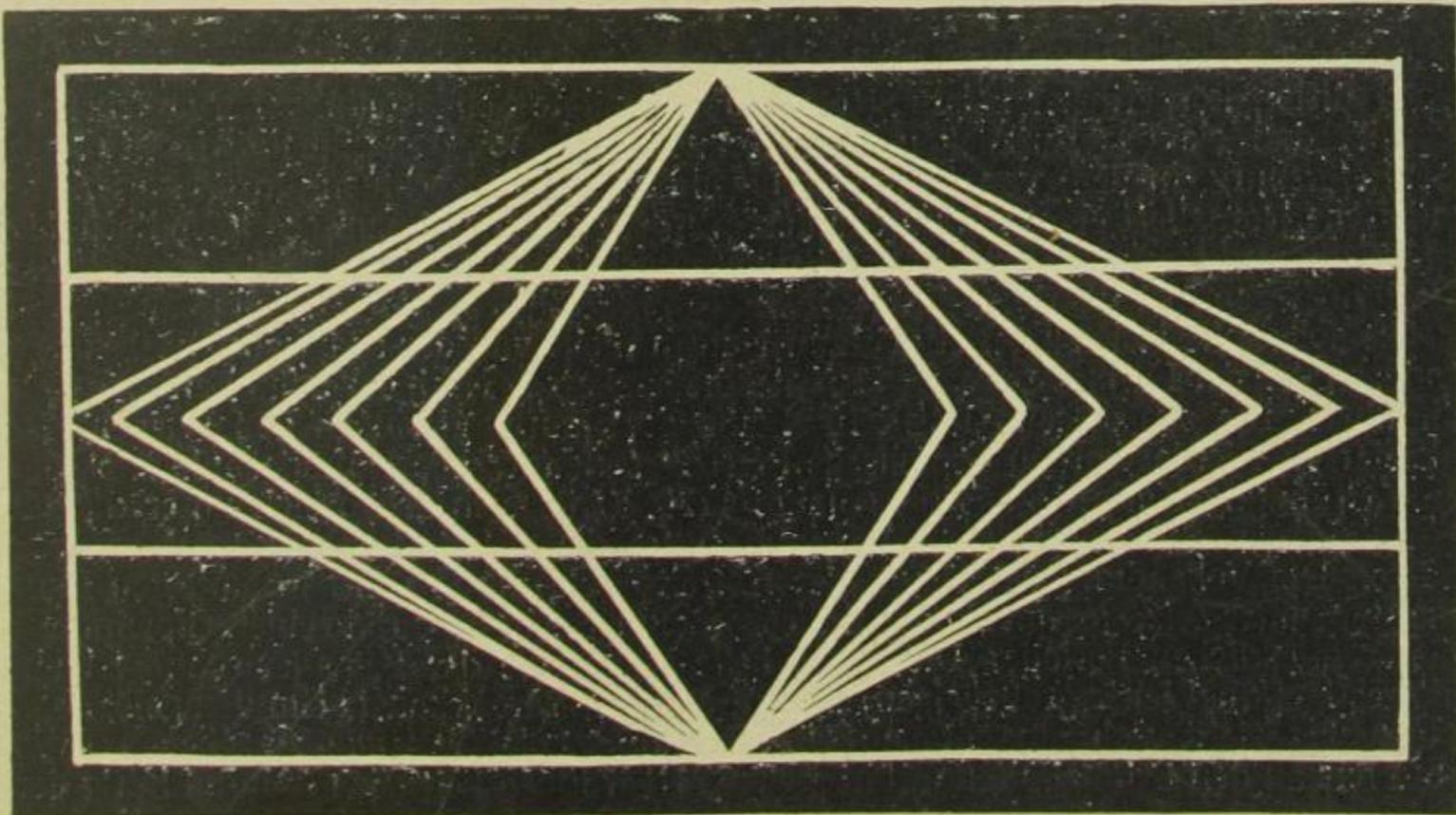
Ein jeder von uns, vorausgesetzt daß er normalsichtig ist, ist felsenfest von der Richtigkeit dessen, was er sieht, überzeugt. Wie oft hört man Menschen stolz behaupten: „Mein Augenmaß ist auf den Millimeter genau.“ Aber auch diese Menschen erliegen manchmal der Tücke des Objekts. Ja, wir wetten hundert zu eins, daß auch Sie selbst ihr in diesem Falle erlegen sind. Überzeugen Sie sich auf Seite 5880 selbst davon.

1. In welchem Verhältnis stehen die Längslinien zueinander?

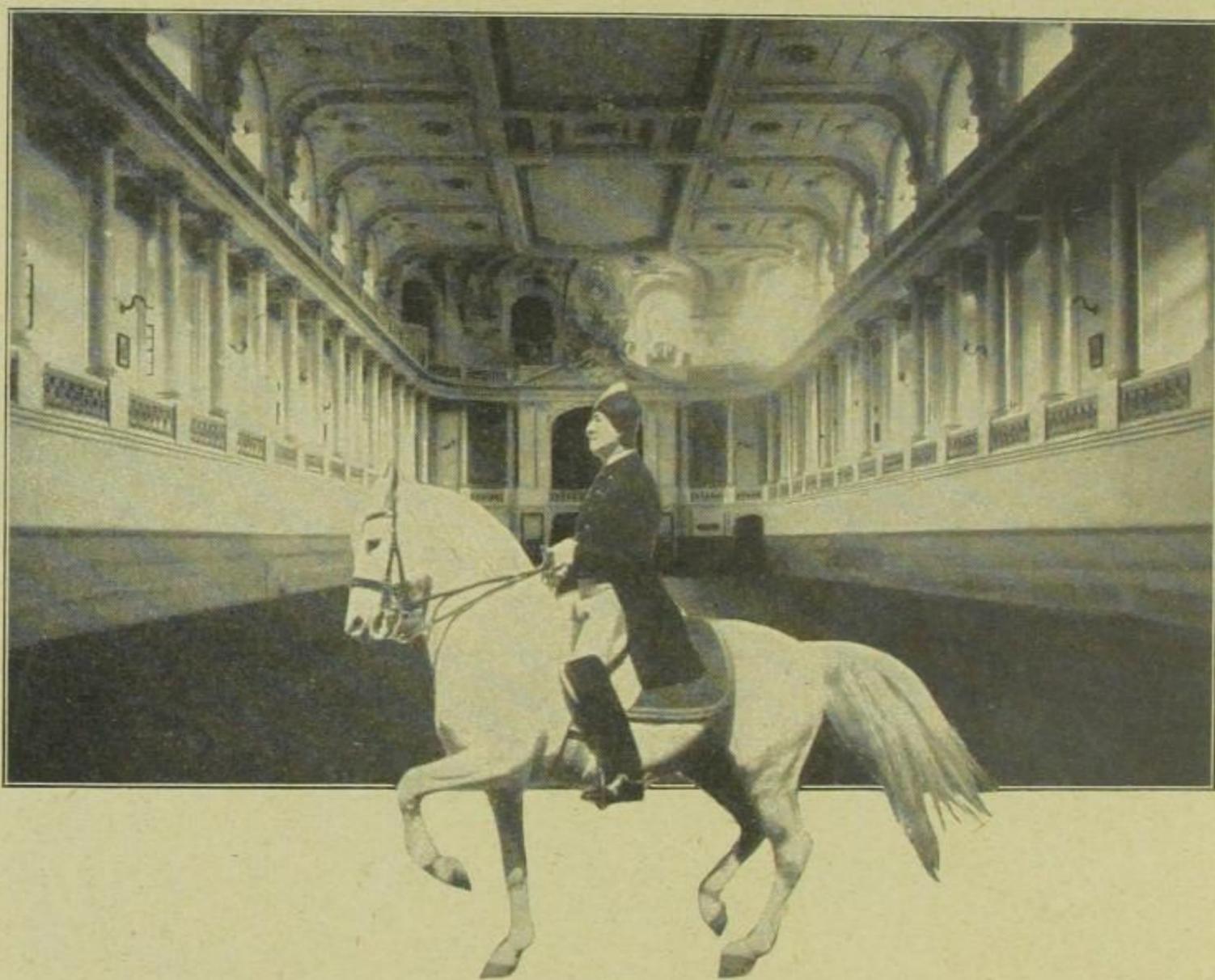


2. Welche Figur ist größer: die obere oder die untere?

3. Welcher der drei Kreisbogen hat die größte Wölbung?



4. Halten Sie die beiden Längslinien für gebogen oder gerade?



Zwei Jahrhunderte „Hohe Schule“

von

Dr. Lothar Mohrenwitz

Im Vorkriegseuropa gab es zwei Orte, an denen durch die Jahrhunderte alte Tradition körperlicher Leistung eine so vollendete Schau- stellung hervorgebracht wurde, daß sie das Entzücken aller Kenner bildete: Das „Smolny-Institut“ in St. Petersburg, in dem von frühester Jugend ab die Tänzerinnen für das kaiserlich-russische Hofballett erzogen und trainiert wurden, und die „Spanische Hofreitschule“ in Wien, dem einzigen Ort der Welt, in dem noch die klassische „Hohe Schule“ der Reitkunst gepflegt wurde.

Die spanische Reitschule leitet ihren Namen nicht von der spanischen Reitkunst, sondern von der Heimat der ersten Pferde, die Erzherzog Karl, der Sohn Ferdinands I. einführte. Die aus diesem Gestüt im Laufe der Jahrhunderte an den Wiener Hof gelieferten Pferde wurden „spanische Pferde“ genannt. Die Hofreitschule selbst ist eine Gründung Karls VI. aus dem Jahre 1729. Österreich erhob sich unter diesem Habsburger nochmals zu einer Blüte und Macht, die es kaum unter Karl V. erreicht hatte. Die Vollendung des Baues der Hofreitschule durch den berühmtesten Bau- meister seiner Zeit, Joseph Emanuel Fischer von Erlach, bedeutete einen Gipfelpunkt dieser glücklichen Periode. Die weite helle Halle, die der Künstler schuf, ist ein stolzes Merkmal jener großzügigen, sinnenfreudigen Barockkunst. Um den gelblichen Hufschlag zieht sich eine graue Holzverschalung. Die Wände zu ebener Erde sind nur an den Schmalseiten unterbrochen. Über ihnen hebt sich frei und luftig der Säulengang des ersten Ranges, den an Hoffesten die bunte Menge in Staatsgewändern belebte. Darüber eine zweite Galerie, die sich in halbrunden Bogen öffnet. Der



Reitunterricht Ludwigs XIII.
Gobelin nach Jacob Jordaens

daß diese Stätte ursprünglich nur für die adlige Jugend der Monarchie bestimmt war „zur Erlernung der schönen ritterlichen Künste sowohl zur Schule als zum Krieg“.

Die Hofreitschule bezog ihr Pferdmaterial aus dem im 16. Jahrhundert gegründeten Gestüt Lippiza. Das Kennzeichen des echten Lippizaners ist der auf der linken Backe angebrachte Gestütsbrand „L“. Die Rasse entwickelt sich spät und ihre Volljährigkeit wird durchschnittlich im siebenten Jahre erreicht, was zur Folge hat, daß sie ihre Gebrauchsfähigkeit viel länger bewahren als andere Rassen. Es ist keine Seltenheit, daß 24- bis 26-jährige Hengste noch als Schulpferde fungieren. — Die „Hohe Schule“, die hier bis auf den heutigen Tag, wie an keiner Stelle der Welt, gepflegt wird, ist eine Ausführung aller Gangarten und Sprünge des Pferdes in höchster Vollendung. Jahrelange Schulung und eine natürliche Eignung lassen die Reiter dieser klassischen Reitstätte zu wahren Künstlern heranreifen. Ihre Leistungen sind durch Jahrhunderte alte Regeln vorgeschrieben.

einzigem Farbkleck in der Halle ist das Reiterbild Karls VI. in der Hofloge, vor der heute noch die Bereiter in ihrer klassischen Reitertracht vor jedem Eintritt haltmachen und dem Begründer der Reitschule ihre Reverenz erweisen. Eine Inschrift oberhalb des Eingangs besagt,

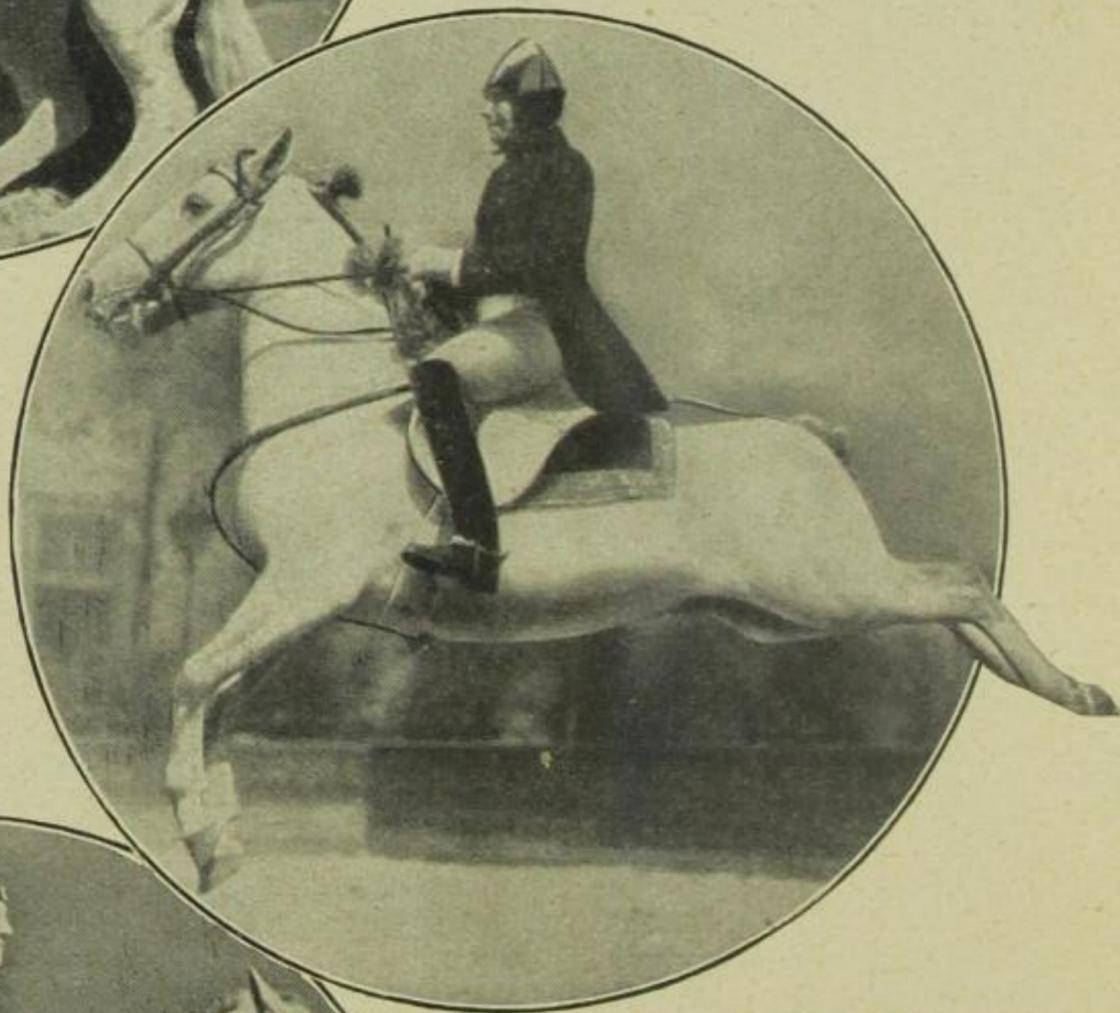


Die „Courbette“,
eine der schwierigsten
Reiterkunststücke der
„Hohen Schule“



Die „Levade“, eine schwierige Figur, bei der das Pferd einige Sekunden auf den Hinterbeinen steht

daß das Pferd allmählich so weit gebracht wird, daß es die Vorderbeine hebt. Durch diese systematische Vorübung entsteht die „Levade“, eine Figur

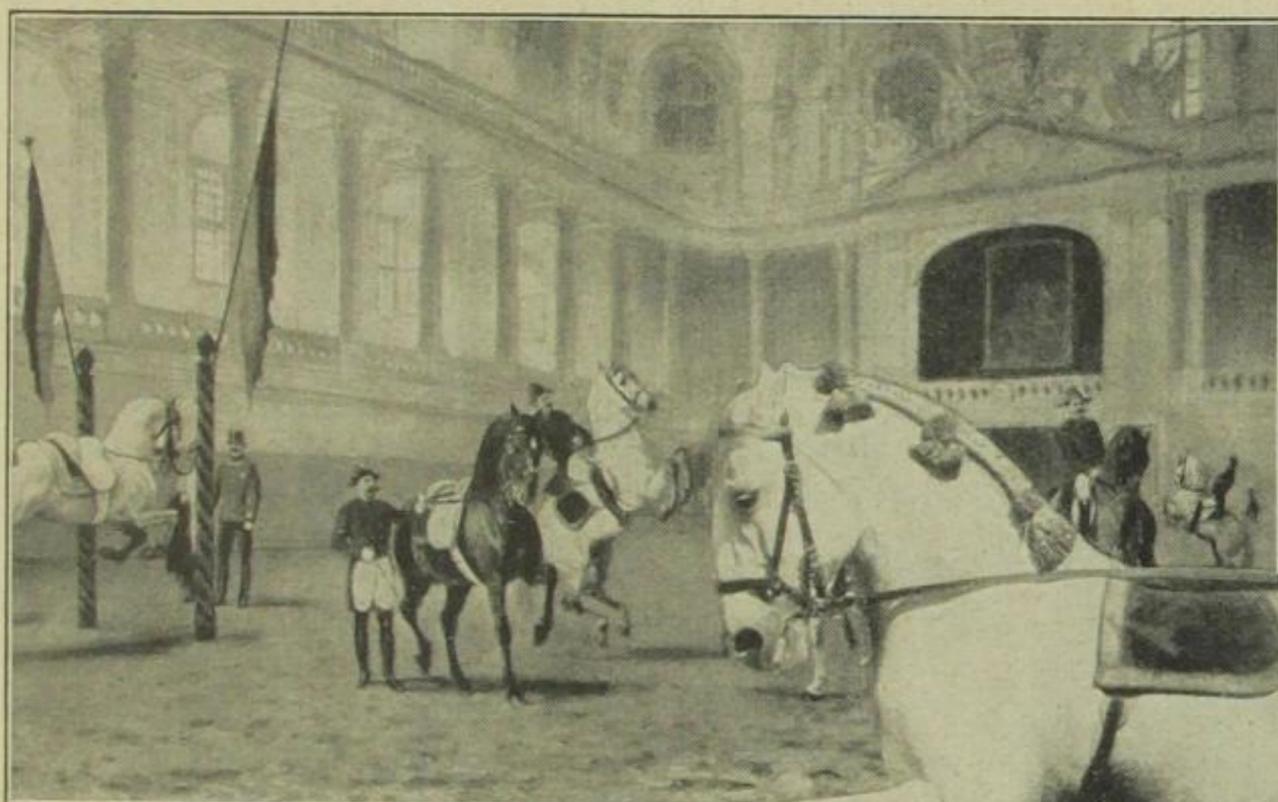


Die nächst schwierigere Figur — „Courbette“ genannt — ist ein Sprung, bei dem das Pferd die Hinterbeine ganz weit nach rückwärts schleudert

der hohen Schule, bei der das Pferd mit erhobenen Vorderbeinen einige Sekunden auf den Hinterbeinen steht. Die „Levade“, auch „Pesade“ genannt, ist der Übergang von den „Schulen auf der Erde“ zu den „Schulen über der Erde“. Zu den ersteren gehören alle normalen Gangarten, wie Schritt,

Oberreiter Pollak, im klassischen Dreß der Spanischen Reitschule (braunem Frack, weißer hirschlederner Hose) führt einen klassischen Galopp vor

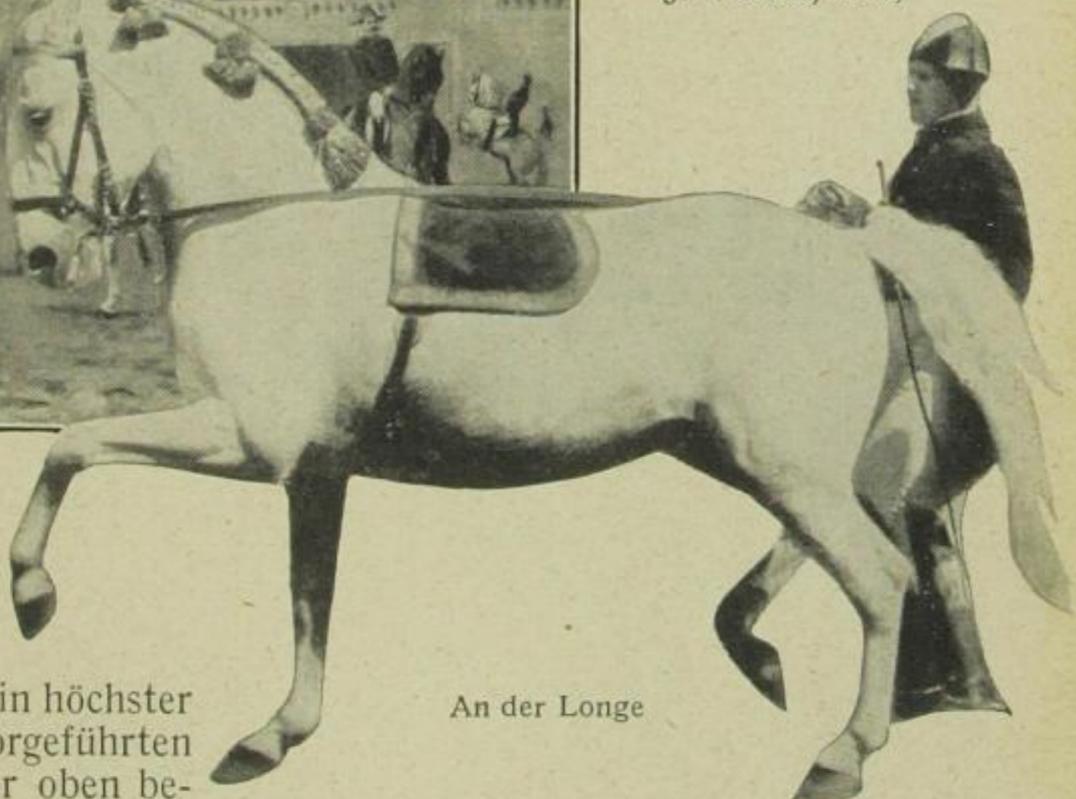




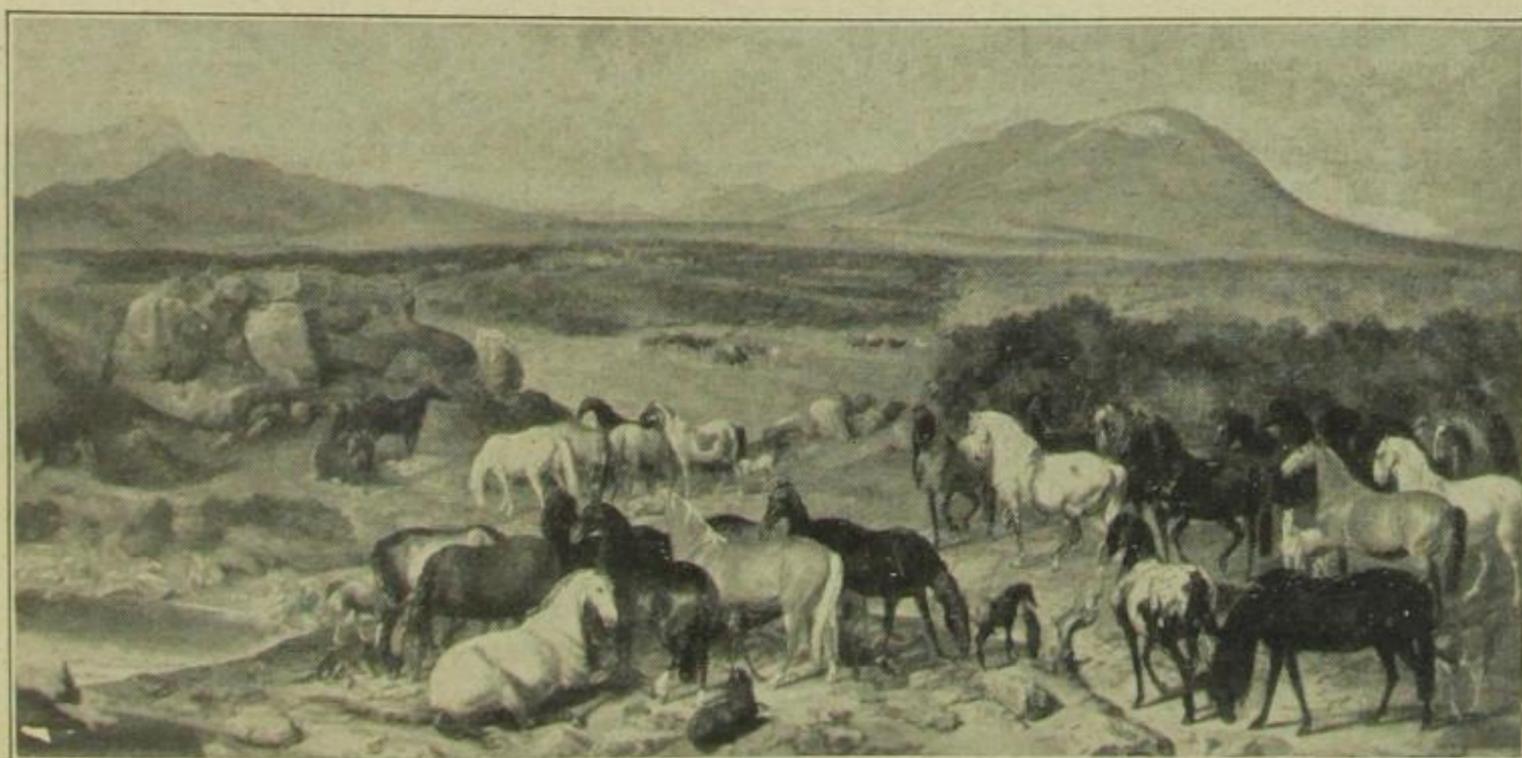
Die spanische Hofreitschule zu Wien. In der Ecke links ein Pferd bei der „Arbeit zwischen den Pilaren“, einer gymnastischen Übung zur Durchbildung der Sprunggelenke. (Nach einem Gemälde von J. v. Blaas, 1890)

Trab, Galopp, alle Seitengänge, wie Schulterherein, Renvers, Travers, der spanische Tritt, die Piaffe (das ist die kunstvoll gesetzte Trabbewegung auf der Stelle), sowie alle Vorwärtsgänge im Schwung, Wendungen und Figuren, die in höchster Vollendung in der in der Reitschule vorgeführten Schulquadrille gezeigt werden. Aus der oben beschriebenen „Levade“ entwickelt sich die „Cour-

bette“, in der das zur Levade erhobene Pferd vorwärtsspringt, ohne mit der Vorhand den Boden zu berühren. Die „Croupade“ ist ein höherer Sprung, bei dem das Pferd in der Luft die Hinterbeine hochzieht und sie auf gleiche Höhe mit den Vorderbeinen bringt. Der höchste und vollendetste Sprung ist die „Capriole“. Sobald beim Sprung das Pferd vorwärts und rückwärts gleich hoch ist, schlägt es mit aller Kraft hintenaus, „als ob es sich sozusagen zerreißen wollte“. Während früher die Hengste nur in der spanischen Reitschule gezeigt wurden und dort sogar ohne Hufbeschlage arbeiteten, war in den letzten Jahren ein Teil des Bestandes auf Turnieren im Ausland zu sehen, so in Berlin, Aachen und London. War auch der Triumph, den die Darbietungen höchster Schulkunst bei jeder Vorführung auslösten, ein großer, so kommt doch der Gesamteindruck des Bildes einzig und allein in der Wiener Reitschule voll zur Geltung.

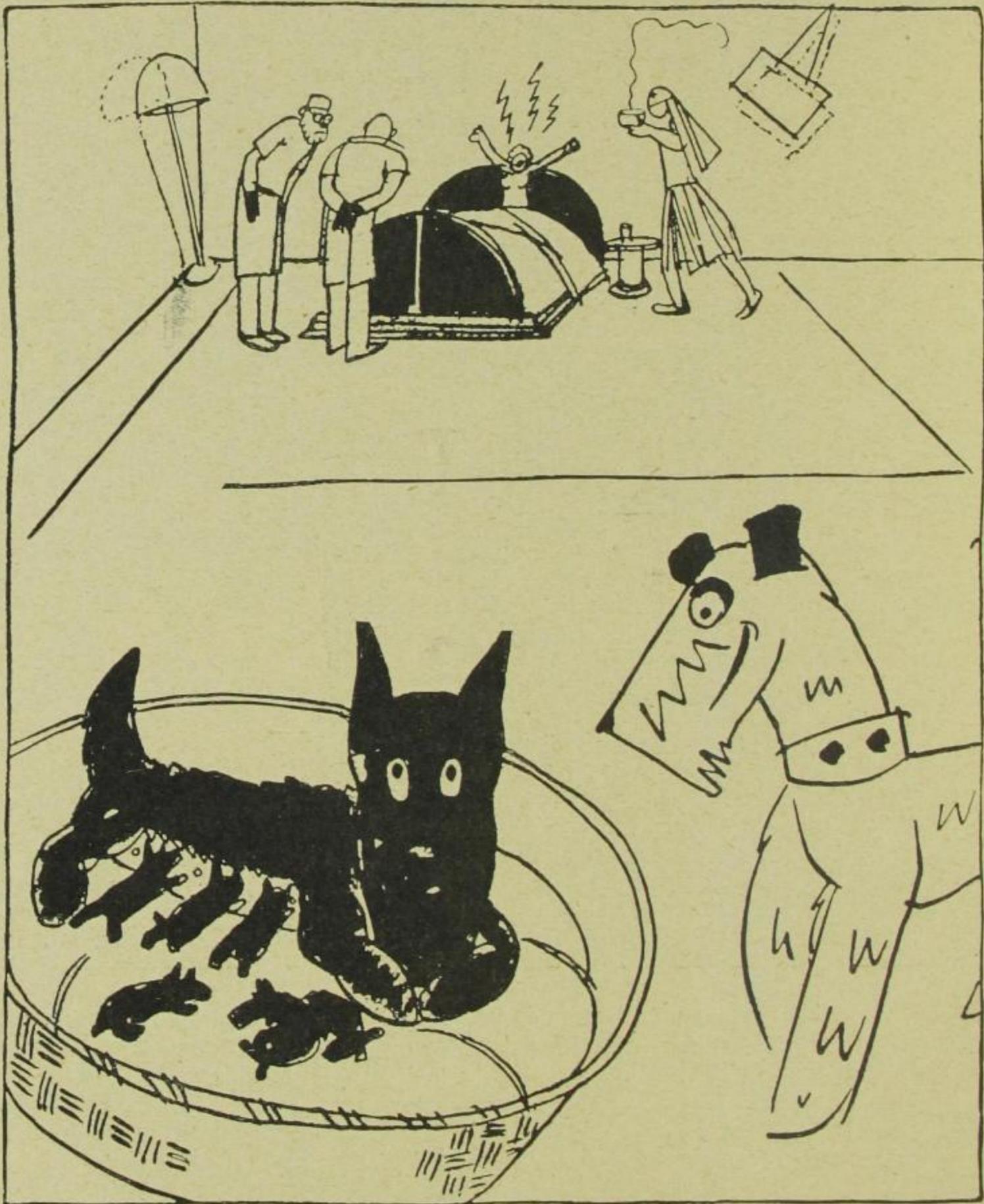


An der Longe



Pferde auf der Weide. Eines der bekanntesten Bilder aus der Wiener Reitschule

Kunstverlag Wolfrum



IV. Ric und Rac

Ric: „Hörst du wie sie angibt!“

Rac: „Was wird sie da beim siebenten machen?“

Zeichnung von Pol Rab

Rita
Tanagra



Phot. Harlip

Marika
Röck

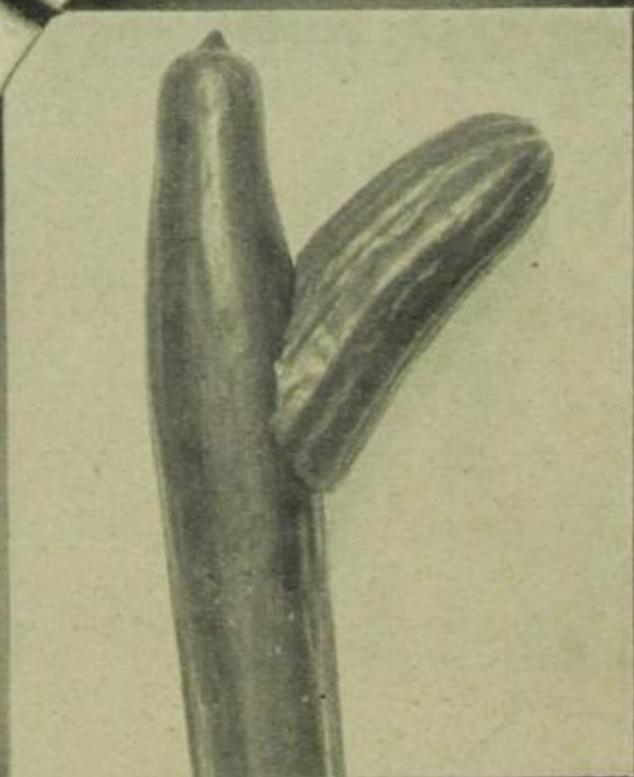
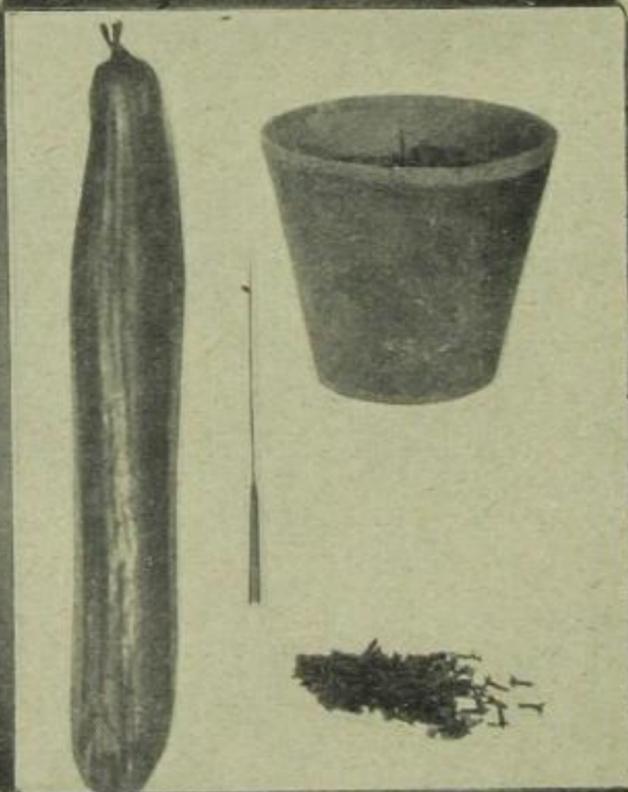
Zwei schöne Frauen
aus dem
März-Programm
der Scala:
Die mondäne Tänzerin
Tanagra (und Ernest)
und die akrobatische
Tänzerin Röck, Welt-
meisterin der Pirouelle

Stagephoto Co.



EINE STACHLIGE IN BILDERN UND

'nen Blumentopf mit etwas Erde,
die sich im Garten schon bewährte.
'ne Gabel, die man braucht zum
Spicken,
wird dich für deinen Zweck be-
glücken.



'ne Gurke dann ist äußerst wichtig,
denn sie macht erst das Ganze
richtig.
Und schließlich, soll dein Werk
nicht welken,
für zwanzig Pfennig ein paar
Nelken.
Die Gurke schneid'st du in zwei Teile.
(Nimm dir nur Zeit, 's hat keine
Eile!)

GESCHICHTE

VERSEN VON WOHO

*Dem Großen füg' den Kleinen an,
wie man's im Bilde sehen kann.
Und dann (nun stell dich bloß
nicht Kopf),*



*pflanzt du sie in den Blumentopf.
Jetzt mußt du, soll dein Werk
entzücken,
die Gurke ganz mit Nelken
spicken!
Zum Schluß 'ne Blüte aus Papier,
die gibt dem Ganzen noch 'ne
Zier.
So steht mit einem Male ja
der wundervollste Kaktus da!*

Auf den Spuren der Massenmörder (Fortsetzung von Seite 5840)

den richtigen Weg und wurde Augenzeuge eines furchtbaren Dramas. Er sah, wie die Milzbrandbazillen sich zusehends im kranken Gewebe vermehrten und es vollkommen zerstörten. Als erster Mensch hatte er somit den unumstößlichen Beweis erbracht, daß eine bestimmte Krankheit von einem bestimmten Bazillus herrühre. — Ließ Koch einen seiner gefährlichen Tropfen im Reagenzglas stehen, zeigten die Bazillen in zwei Tagen keine Lebenszeichen mehr. Wieso konnten dann Tiere von einer Weide, auf der sie gut gediehen, eines Tages plötzlich krank heimkehren? Wieder einmal hatte Koch einen solchen Tropfen stehen lassen, diesmal aber in der Wärme. Nach 24 Stunden konnte er im Innern der Bakterienfäden glänzende Perlen sehen, sie sich einen Monat später, als er sie befeuchtete, in Milzbrandbazillen zurückverwandeln. Es wurden also die Bazillen im toten Körper zu Sporen, die bei warmer Temperatur lebendig blieben und sich bei günstigen Lebensbedingungen in Bakterien zurückverwandeln. Jetzt erst trat Koch mit seinen Entdeckungen vor die Öffentlichkeit.

In den folgenden Jahren erfand Koch eine sichere Methode, Mikroben zu färben, zu photographieren und Reinkulturen zu züchten. Nun er über zuverlässige Methoden verfügte, machte er sich daran, den Erreger der Tuberkulose, aus seinen Schlupfwinkeln zu holen. Es würde zu weit führen, wollte man schildern, wie es Koch gelang, Reinkulturen von diesem winzigsten aller Mörder zu züchten. Es sei hier nur gesagt, daß sich die Tuberkeln, ähnlich wie die Milzbranderreger, in Sporen verwandeln können. Es genügte Koch nicht, Tiere mit selbstgezüchteten Tuberkeln zu infizieren, er kam auf den — beinahe möchte man sagen wahnsinnigen — Gedanken, diese gefährlichen Mörder auf gesunde Tiere regnen zu lassen. Mit Hilfe eines Blasebalges blies er Tausende von Tuberkeln durch eine Röhre in einen im Freien befindlichen Stall mit Meerschweinchen, die alle an den Folgen dieses Experimentes starben. Wie leicht aber hätte das gleiche Schicksal Koch selbst ereilen können?

Zu viel gäbe es zu berichten von Roux und Behring, den Entdeckern des Diphtheriegiftes und seines Serums, von Elias Metschnikow, der beinahe das Rätsel der Immunität gelöst hätte. Noch wartet die Welt auf den, der sein Erbe anzutreten fähig ist.

War Metschnikow den Ursachen der Immunität auf die Spur gekommen, so erkannte Theobald Smith (der erste Amerikaner, der sich um die Bakteriologie verdient gemacht hat), daß Insekten Infektionsträger sein können. Er unterzog sich einer wahren Sisyphusarbeit, ehe er in der Zecke die Vermittlerin des Texasfiebers einwandfrei feststellen konnte. Dieser Insektenspur folgte auch ein Arzt der britischen Kolonialtruppe, David Bruce, auf dessen Veranlassung ein ganzes Volk von Negern die fruchtbaren Ufer des Viktoria-Nyanza-Sees verließ und in dem dichtesten Urwald eine zweite Heimat suchte, um der gefährlichen Tse-Tse-Fliege, deren Stich die Schlafkrankheit verursacht, zu entgehen. Aber damit war der Sieg über den furchtbaren Erreger des schlafenden Todes, den Trypanosomen, noch nicht errungen. Erst als Bruce dahinter kam, daß die Tse-Tse-Fliege die Seuche auch von der Gazelle auf den Menschen übertragen konnte, war seine jahrelange Arbeit in der schrecklichen Glut der Tropen von Erfolg gekrönt. Im wahrsten Sinne des Wortes hatte Bruce mit der Hilfe seiner ihm stets begleitenden Frau den ganzen Urwald auf eine Mikrobe hin durchsucht! Zuerst die Millionen von Insekten, deren er und alle Negerstämme um den See habhaft werden konnten, dann alles Wild des Urwaldes, um es auf Trypanosomen im Blute zu untersuchen. Nur eine so robuste Natur wie sie Bruce besaß, konnte diesen übermenschlichen Anstrengungen gewachsen sein.

Einer ähnlich mühseligen Arbeit unterzog sich der schwächliche Senator Battista Grassi in den malariaverseuchten Provinzen Italiens. Er verfolgte die Spur des Moskitos mit derselben inbrünstigen Wut wie Bruce die der Tse-Tse. Ein kleiner Diktator, zwang er die Bewohner ganzer Ortschaften, nach Einbruch der Dämmerung ihre Häuser nicht mehr zu verlassen, um zu beweisen, daß durch solche Maßnahmen die Zahl der Erkrankungen bedeutend herabgesetzt werde. Monatlang waren er und seine Freunde ihre eigenen Versuchsobjekte. Grassi bewies, daß die Malaria durch eine bestimmte Mosquitoart übertragen werde, und zwar nur von den Weibchen, die zuvor das Blut Malariakranker getrunken hatten.

Das Verdienst um die Aufdeckung der Ursachen der Malaria muß Grassi allerdings mit Ronald Ross teilen. Von allen Bakterienforschern ist Ross die abenteuerlichste

(Fortsetzung auf Seite 5872)



Käthe von Nagy

als Prinzessin Marie Christine in dem Ufa-Tonfilm

„Ihre Hoheit befiehlt“

BERLINER COCKTAIL

Gemixt von Dr. Martin Maske

Langsam ist wieder alles eingetrudelt, was zum „tout Berlin“ gehört. Die Peltzer- und Adlon-Bar ist wieder bevölkert und die „Königin“ überfüllt. Das „Palace“ in St. Moritz, das „Kulm“ von Arosa, das „Carlton“ von Cannes hat alle deutschen Gäste — die diesmal der einzige Lichtblick in der Trübnis einer miserablen Saison war — wieder ausgespien, und der Berliner Frühling rüstet sich zu ihrem Empfang. Wir wollen uns darüber klar sein, daß dieser Berliner Frühling etwas außerordentlich Erfreuliches ist, und daß die erste Autofahrt über die sonnenbeschiedene Avus nach Wannsee genau so reizvoll ist, wie der erste Lindenbummel durch den lauen Frühlingstag.

Man sieht allerorts wieder die bekannten Gesichter. Selbst Hans von Bleichröder hat, was ihm doch immer sehr schwer fällt, wieder heimgefunden. Man sieht in seiner Begleitung die reizende rothaarige und feingliedrige Stuttgarterin Fräulein Kersten. Die Berliner Modehäuser zeigen ihre Kollektionen, die sich viel an Patou anlehnen oder an Worth, die beiden Häuser, die diesmal an der Spitze der Pariser Kollektionen marschierten. Patou in den Modefarben Grün — Gelb, Worth mit den vollkommen neu erfundenen Abendpyjamas und den Hosen-Abendkleidern, die kaum eine elegante Frau akzeptieren wird.

Unsere prominenten Künstler haben sich zum großen Teil auch als prominente Lebenskünstler behauptet. Die Differenz zwischen ihrem Lebensstandard und ihren Einkünften ist reichlich hoch bemessen. Sie können sich also mancherlei leisten. Und während es in Berlin kaum noch einen Privattheaterdirektor gibt, der im eigenen Auto fahren kann, brausen die Prominenten mit Acht- und Sechzehn-Zylindern am Bühneneingang vor und dekorieren die Bordschwelle, die sich rund um die Theater zieht, mit den effektvollsten Fahrzeugen. Neidvoll blickt der Herr Direktor aus seinem Bürofenster hinab und denkt an frühere, bessere Zeiten. Unsere Prominenten haben sich seit einiger Zeit auch die Neugründung eines Künstlerklubs leisten können. Der ist im feudalen Knesebeck-Palais zu Hause und wird von zwei bekannten Journalisten einem nicht minder bekannten Filmschauspieler und einem noch bekannteren Berufsclubdirektor, der auch einmal dem Theater angehörte, geleitet. Man hat einen erheblichen Tagesetat an Miete, Leihgebühr für Möbel, Service und auch für Spielgerät. Der Gatte einer sehr bekannten Operettendiva ist der Hausbesitzer; er verdient jedenfalls an diesem Klub „auf sicher“. Früher machte er andere Geschäfte. Er war Vertreter eines vor Jahresfrist verkrachten Versicherungskonzerns, schloß Lebensversicherungen ab. Von den Klubleitern besitzt der eine Journalist so hohe Haupt- und so hohe Nebeneinnahmen, daß er sich zwei elegante Automobile halten kann. Er operiert sehr geschickt, bekleidet in einem großen Zeitungsverlage eine leitende Stellung und ist Herausgeber einer Bücherserie, die ihm bei kleinster Arbeitsleistung den größten Nutzen abwirft.

Aber wer hat in diesen Tagen voller Frühlingsahnung Sinn für Klubgeschichten? Bald kommt die Zeit, wo man zum Weekend nach Swinemünde gondelt oder ins Esplanade von Saarow-Pieskow, und wo man nach so vielen Monaten voller Trübsal wieder hoffnungsvoll in die Zukunft blickt.



Was sagt Minna?

(Antwort auf das in unserer Februar-Nummer
ausgeschriebene Preisausschreiben)

Als die drei witzigsten Unterschriften zu nebenstehendem Bilde erhielten die folgenden Antworten einen Preis von je RM. 50.—:

„Herr Lehmann, Sie sollen mal rauskommen. Ein Fräulein möchte Sie sprechen. Von wegen Alimenter, sagt sie.“ (H. Krote, Komotau, Silberer Bleiche 5, C. S. R.)

„Uffm Arbeitsgericht sehn wa uns wieda!“ (Fritz Köllner, Berlin-Schöneberg, Eisenacher Straße 42.)

„Ich gehe als Micky-Maus zum Maskenball!“ (Rudi Lieser, Berlin-Wilmersdorf, Babelsberger Straße 52.)

Einige weitere amüsante Zusendungen:

„Kann ich den Autoschlüssel haben, ich möchte einholen.“

„Darf ich Ihnen gleich meinen Bräutigam vorstellen?“

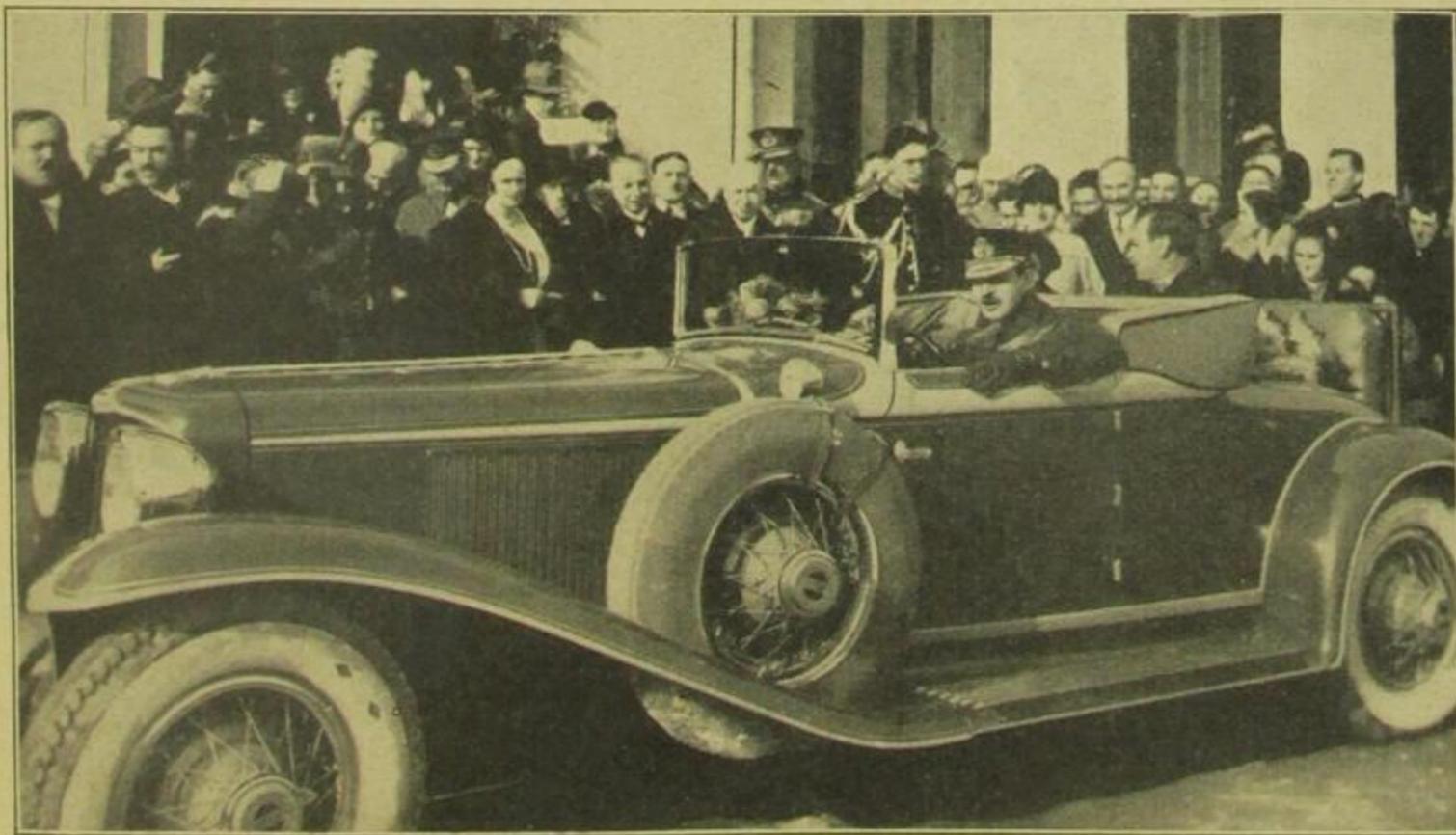
„Ich gehe ins Kino. Bitte mir heute abend eine Wärmeflasche ins Bett zu legen.“

„Macht Eiern Dreck alleene!“

„Bitte mich morgen früh nicht zu wecken, meine Nerven brauchen dringendst Ruhe.“

„Mein Schatz duldet nicht, daß Herr Maier mich immer küßt. Ich gehe!“

„Gnädigste, die Tante kommt zurück! Die Eisenbahn ist ihr vor der Nase davongefahren!“



König Carol von Rumänien fährt mit seinem Söhnchen im Auburn-Cord-Cabriolet an die Riviera



Lon Chaney †

Photos Metro-

Geschlossene

Das böse Gewissen



Goldwyn-Mayer

A. S. Eilers

Visiere

Marianne kokettiert

Veronika reist . . .

Novellette von Hermann Hacker

1.

Veronika, neunzehnjährig, war schon international wie die Grands Express Européens, in denen sie zu Hause war. Das „zu Hause“ ist wörtlich zu nehmen. Wenn sie in einem dieser Luxuszüge, die aus vier besonders langen Wagen, dunkel getönt, mit Goldbuchstaben und Wappen geziert, bestehen, von Stockholm nach Venedig von Paris nach Belgrad reiste, erholte sich Veronika von der „Arbeit“.

Ihr unumstößliches Prinzip war, während solcher Reisen sich jeder Aktivität zu enthalten. Mochte auch die Herrenwelt, unterwegs scheinbar zu unglaublichem Leichtsinne neigend, ihr die schönsten Gelegenheiten bieten. Auch eine Veronika, oder, wie in ihrem Paß stand, Véronique, will dann und wann feiern.

Saß sie im Abteil erster Klasse, glücklich, den Zöllnern entronnen, war Véronique nichts als eine weltgewandte junge Dame bester Familie, begnadet von ungewöhnlicher Schönheit. Die Mitreisenden mußten helle Freude an ihrem Anblick haben, ausgenommen jene nie lächelnden rocktragenden Gerüste, die von jenseits des Wassers kommen, um die Museen und Städte des Kontinents zu durchrasen, obwohl anzunehmen ist, daß die Rubens, Grünewald und Botticelli nicht für sie gemalt, Cellini und Stauffer nicht für sie geformt haben.

Übersehen wir diese „spinsters“, wie Véronique tat, auf eine Art, für die unnachahmlich und impertinent gleichermaßen richtige Ausdrücke sind.

Es versteht sich, daß dieses entzückende junge Mädchen in den gepolsterten Zimmern des Süd-Express, Flèche d'or oder Engadin-Express sehr vorsichtig war in der Wahl derer, denen es gestattete, um einen kleinen Flirt sich zu bemühen.

Véronique brauchte ihre Unabhängigkeit, wie man gleich verstehen wird.

2.

Véronique kommt heute aus Scheveningen. Sie steht in Berlin auf dem Bahnsteig und kauft Journale. Der wackere Verkäufer gerät durch ihr Erscheinen so aus dem Häuschen, daß ihm zwei druckfeuchte Abendblätter gestohlen werden, ohne daß er dessen gewahr wird. Er vergißt über Véronique, seine leichten Zerstreuungen den Reisenden ins Ohr zu schreien. Véronique verschwindet fatamorganisch in dem weißen Sprühnebel, durch den rot, grün, gelb die Signale blühen, die bunten Blumen der weiten gläsernen Bahnhofshalle.

Ein jüngerer Herr in vollendetem Reisedreß ist zugestiegen. Sitzt ihr gegenüber und liest in den „Times“. Kühl taxiert Véronique den noch Unbekannten: Tennis-crack, vielreisend, gepflegter Mensch, Nichtstuer mit intelligenten Händen.

Da die Dämmerung bald einbricht, legt er die Zeitung bald fort und bittet um Erlaubnis, rauchen zu dürfen. Alsbald stellt er sich vor. Immer dasselbe, denkt sie. Sehr geschickt weiß der Fremde eine Unterhaltung zu beginnen, die sogar für Véronique nicht eines gewissen Reizes entbehrt. Ihre Einschätzung scheint doch nicht ganz zu stimmen. Etwas Unbestimmtes an dem Mann macht sie neugierig, seinen Beruf zu erfahren.

Sie bleibt nicht lange im Unklaren. Unerwartet fallen Worte, die ihrem Lächeln die unbefangene Natürlichkeit rauben — nur eine Sekunde lang. Gerade knallt draußen lichterblinkend ein Gegenzug vorüber.

„Kriminalist?“ . . .

„Gnädiges Fräulein haben es erraten!“

Véronique schilt sich, daß sie gezuckt hat. Sie ist sehr streng mit sich. Unter gar keinen Umständen darf ich jetzt in Schweigen verfallen, befiehlt sie. Im pausenlosen Gang von Rede und Antwort, den sie mit leisem, hohem Vogellachen begleitet, findet sie ihre Sicherheit schnell wieder. Das ist ein Fehler.

Salzburg ist ihr Ziel. Dem fesselnden Causeur sagt sie Wien.

Der Kellner ruft zum Nachtmahl. Der Herr in Grau dankt. Véronique läßt sich in der zweiten Serie einen Tisch reservieren. Sie freut sich, allein ihren Mokka,

(Schluß auf Seite 5870)

DAS MAGAZIN



Diese Seite fehlt im verfügbaren Exemplar. Wir bemühen uns um Ergänzung.

Nr. 20

April 1926

M. 1.-

DAS MAGAZIN



Diese Seite fehlt im verfügbaren Exemplar. Wir bemühen uns um Ergänzung.

Nr. 20

April 1926

M. 1.-

DAS MAGAZIN



Diese Seite fehlt im verfügbaren Exemplar. Wir bemühen uns um Ergänzung.

Nr. 20

April 1926

M. 1.-

DAS MAGAZIN



Diese Seite fehlt im verfügbaren Exemplar. Wir bemühen uns um Ergänzung.

Nr. 20

April 1926

M. 1.-

DAS MAGAZIN



Diese Seite fehlt im verfügbaren Exemplar. Wir bemühen uns um Ergänzung.

Nr. 20

April 1926

M. 1.-

DAS MAGAZIN



Diese Seite fehlt im verfügbaren Exemplar. Wir bemühen uns um Ergänzung.

Nr. 20

April 1926

M. 1.-

DAS MAGAZIN



Diese Seite fehlt im verfügbaren Exemplar. Wir bemühen uns um Ergänzung.

Nr. 20

April 1926

M. 1.-

DAS MAGAZIN



Diese Seite fehlt im verfügbaren Exemplar. Wir bemühen uns um Ergänzung.

Nr. 20

April 1926

M. 1.-

DAS MAGAZIN



Diese Seite fehlt im verfügbaren Exemplar. Wir bemühen uns um Ergänzung.

Nr. 20

April 1926

M. 1.-

DAS MAGAZIN



Diese Seite fehlt im verfügbaren Exemplar. Wir bemühen uns um Ergänzung.

Nr. 20

April 1926

M. 1.-

DAS MAGAZIN



Diese Seite fehlt im verfügbaren Exemplar. Wir bemühen uns um Ergänzung.

Nr. 20

April 1926

M. 1.-

DAS MAGAZIN



Diese Seite fehlt im verfügbaren Exemplar. Wir bemühen uns um Ergänzung.

Nr. 20

April 1926

M. 1.-

DAS MAGAZIN



Diese Seite fehlt im verfügbaren Exemplar. Wir bemühen uns um Ergänzung.

Nr. 20

April 1926

M. 1.-

DAS MAGAZIN



Diese Seite fehlt im verfügbaren Exemplar. Wir bemühen uns um Ergänzung.

Nr. 20

April 1926

M. 1.-